



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Eberlin von Günzburgs 15 Bundesgenossen als  
utopische Literatur“

Verfasserin

Sabine Harkopf

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, Mai 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 190 299 333

Studienrichtung lt. Studienblatt:

UF Psychologie und Philosophie UF Deutsch

Betreuer:

Assoz. Prof. Dr. Johannes Keller

# Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
1 Der Begriff der Utopie.....	2
1.1 Sprachgebrauch .....	2
1.2 Literarische Utopie.....	7
1.2.1 Utopia .....	7
1.2.2 Die Utopie als Gedankenmodus .....	9
1.2.2.1 Utopie und Sozialismus .....	10
1.2.2.2 Die Blochsche Utopie .....	11
1.2.2.3 Die Konstruktion des Ortes und der Zeit.....	16
1.2.3 Literarische Utopie vor Thomas Morus .....	17
1.2.3.1 Platons Politeia.....	17
1.2.3.2 Antike Mythologie .....	19
1.2.3.3 Utopie und Religion .....	21
1.2.3.4 Das Märchen vom Schlaraffenland .....	23
1.2.4 Die Dystopie.....	26
1.3 Resümee des begriffsanalytischen Teils der Arbeit.....	31
2 Das Werk Eberlins „Die 15 Bundesgenossen“ .....	35
2.1 Zum Autor.....	35
2.2 Das Werk im Kontext der Flugschriftenliteratur der Reformationszeit .....	46
2.3 Die einzelnen Kapitel im Überblick .....	52
3 Textanalyse .....	53
3.1 Der 1. Bundesgenosse .....	54
3.2 Der 13. Bundesgenosse .....	63
3.3 Die Gruppe der Klagen.....	66
3.3.1 Der andere Bundesgenosse .....	66
3.3.2 Der 7. Bundesgenosse .....	69
3.4 Die Gruppe des Kampfes .....	73
3.4.1 Der 8. Bundesgenosse .....	73
3.4.2 Der 9. Bundesgenosse .....	74
3.5 Begründung der Gruppenzugehörigkeit.....	78
3.5.1 Vergleich 5. und 9. Bundesgenosse .....	78
3.5.2 Vergleich 4. und 8. Bundesgenosse .....	82

3.6	Gruppe der Hoffnung.....	85
3.6.1	Der 10. Bundesgenosse .....	87
3.6.2	Der 11. Bundesgenosse .....	89
3.6.3	Der 12. Bundesgenosse .....	91
3.6.4	Der 15. Bundesgenosse .....	92
3.7	Nachwort: Eyn new aber doch das letzt außschreiben der XV. bundtgenossen.....	93
3.8	Diskurs um Signaturen und Buchstabenkombinationen in den einzelnen Texten .....	97
4	Resümee .....	101

# 1. Einleitung

Johann Eberlin von Günzburgs Werk widmet sich der Vision eines nach Regeln der Vernunft und der Christlichkeit geordneten und strukturierten Staates. Eberlin verfasst in 15 vorerst getrennt voneinander erscheinenden Flugschriften den Plan eines verbesserten Gesellschaftsmodells, in anderen Worten eine Utopie. Diese Arbeit widmet sich einer Klassifikation des Eberlinschen Werkes zum Genre der utopischen Literatur. Jedoch ist die Frage nach der Definition, was einen Text zur Utopie macht, nicht einfach zu beantworten. Was lässt ein Werk in den Augen des Lesers als zugehörig zur utopischen Literatur erscheinen? Diese Frage wird im ersten Teil der Arbeit zentral sein, um dem Vorhaben gerecht zu werden. Der erste Teil wird sich also einer Erarbeitung des Begriffes der literarischen Utopie widmen. Es soll auf die erste begriffliche Verwendung des Begriffes „Utopie“ bei Thomas Morus eingegangen werden, und auch frühere Schriften, die inhaltlich als Utopie aufzufassen sind, jedoch damals noch nicht als solche bezeichnet wurden, sollen herangezogen werden. Im zweiten Teil wird Eberlins Werk anhand einer Definition der Utopie mittels verschiedener vordefinierter Kategorien diesem literarischen Genre zugewiesen. Sowohl Aspekte wie Unzufriedenheit als auch die Kritik an der bestehenden Realität und der auf eine positive Zukunft gerichtete Inhalt werden die bestimmenden Kriterien sein. Des Weiteren wird auch die Vorstellung des verlorenen Paradieses in der Analyse zum Tragen kommen. Auf der Grundlage dieser deskriptiven Darlegung werden immer wieder inhaltliche Übereinstimmungen mit dem Genre der Utopie angezeigt. Diese Analyse versucht sichtbar zu machen, dass sich Eberlins literarisches Werk größtenteils als Utopie im Sinne einer Kritik an den realen Umständen auffassen lässt, die den Kern des Wunsches nach der Herbeiführung eines utopischen Zustands bildet.

# 1 Der Begriff der Utopie

## 1.1 Sprachgebrauch

Das bereits beschriebene Anliegen, Johann Eberlins Prosa „15 Bundesgenossen“ als utopische Literatur zu klassifizieren, verlangt nach einer Definition der literarischen Utopie, beziehungsweise der Utopie im Allgemeinen. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird Utopie oft gleichbedeutend für „unrealistische Träumerei“ verwendet. Schlägt man in verschiedenen Wörterbüchern nach, so findet man folgende Einträge: Im Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache steht unter utopisch:

Mit den Gegebenheiten derzeitiger Realität nicht vereinbar, undurchführbar, phantastisch.<sup>1</sup>

Unter dem Begriff Utopie lassen sich hier weiters zwei unterschiedliche Bedeutungen finden:

1. Phantastische Vorstellung ohne reale Grundlage für eine Verwirklichung, 2. Idealbild eines nicht oder nur unter anderen historischen Bedingungen zu verwirklichenden künftigen Gesellschaftszustandes<sup>2</sup>

Der Brockhaus bietet Folgendes:

1. Schilderung, Darstellung eines erdachten (erhofften oder befürchteten) gesellschaftlichen Zustandes (...) 2. etwas, das die realen Erwartungen, z.B. die technischen Zukunftserwartungen, übersteigt, phantastische Vorstellung, undurchführbares Projekt, Wunschtraum, Hirngespinnst<sup>3</sup>

Im Historischen Wörterbuch der Philosophie wird zunächst der Ausgangspunkt des Begriffes aus dem Werk von Thomas Morus erwähnt. Aus diesem Eigennamen für den Schauplatz eines idealen Gemeinwesens habe sich im 18. Jahrhundert zunächst eine Gattungsbezeichnung für ähnliche Werke und daraus schließlich wieder ein allgemein verwendeter Begriff, ja ein Schlagwort, entwickelt, auf dessen Vieldeutigkeit explizit hingewiesen wird. Das Gemeinsame aller späteren Utopien sei die Spannung

<sup>1</sup> Klappenbach, Ruth und Wolfgang, Steinitz (Hg): Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache, Band 5, Berlin: Akademie Verlag 1967 S. 4008 Spalte 1

<sup>2</sup> Ebenda S.4007 Spalte 2

<sup>3</sup> Wahrig, Gerhard und Hildegard, Krämer u.a. (Hg.): Brockhaus Wahrig, Deutsches Wörterbuch, Band 6/STE-ZZ, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1984 S.452-453

zwischen einerseits normativem Anspruch in der Realität, bzw. der Kritik an selbiger, - und andererseits der Beschreibung eines unwirklichen, phantastischen Landes. Die semantische Entwicklung sei von der Ausweitung der Bezeichnung auf andere Idealstaatsentwürfe ausgegangen. Schließlich habe sich der Begriff auf alle möglichen imaginären Orte, die oft auch das Synonym „Glücksland“ oder „Schlaraffenland“ tragen, erweitert. Schon ab der Mitte des 16. Jahrhunderts tritt laut Artikel eine negative Färbung des Begriffs auf. Er dient zur Anprangerung von Weltferne und erobert einen fixen Platz in der Polemik gegen revolutionäre oder jedenfalls politisch wirksame philosophische Ideen. Aber auch außerhalb der Politik wird das Wort Utopie im England des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts vielfach zur Diskreditierung von neuen Ideen verwendet. Eine originelle, als spielerisch bezeichnete Konzeption werde, unter anderen bei Swift gefunden, der seine Werke als Satire auf die Wirklichkeit aufgefasst sehen will und darin einen Gegensatz zur Utopie sieht, zu der sein Werk also nicht gehören dürfe. In der deutschen und französischen Literatur des 17. Jahrhunderts ist der Begriff laut Eintrag nur ausnahmsweise verwendet, so als Bezeichnung für einen fingierten Druckort, jedoch nicht für Werke, die später zu den Utopien gezählt werden. Erst seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts tritt die Bezeichnung häufiger auf, wie in England hauptsächlich in kritischen Kommentaren zu politischen Ideen. Diese Spannung zwischen Idee und Wirklichkeit, die durch die Utopie kreiert wird, erscheint aber auch denjenigen Philosophen als unüberwindlicher Gegensatz, für die diese beste von Gott erwählte Welt, der Hauptgegenstand der Betrachtung ist. (Als Beispiel dient unter anderen Leibniz.) Aus entsprechenden Gründen hält die Frühaufklärung die Utopie für verzichtbar und so hat sie auch in der Literatur dieser Epoche keinen Platz. Träume, wie man sie in den meisten Romanen antrifft, erfüllen für G. F. Meier nicht „das Erfordernis der ästhetischen Wahrscheinlichkeit“.<sup>4</sup> Im 18. Jahrhundert überwiegt die kritische Sicht auf die Utopie ebenfalls bei weitem die Anerkennung als eventuelles Vorbild. Wieland sieht in Platons Schicksal in Syrakus ein Scheitern als Folge seines Versuches, Menschen nach Utopien zu formen. Die Geschichtsphilosophie sucht nach natürlichen Triebfedern und verzichtet also erst recht auf Utopien. Herder spricht negativ von utopisch dichterischen Veranstaltungen. Dasselbe gilt unter leicht geändertem Vorzeichen für Frankreich. Auch dort wird der Begriff erst ab der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts wirklich ge-

---

<sup>4</sup> Ritter, Joachim, Gründer, Karlfried und Gabriel, Gottfried (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 11/U-V, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Jahr o.A. S. 512

bräuchlich. Zahlreiche literarische Utopien entstehen wohl in dieser Zeit, werden aber von den anerkannten Rezensenten als wirklichkeitsfremd abqualifiziert. Als Beispiele für die Verwendung in der politischen Kritik führt der Artikel eine Äußerung Ludwigs XVI. gegen Turgots Finanzpolitik an, – außerdem wird die Kritik Diderots an den Physiokraten und Rousseaus Verfassungsentwurf - und diejenige Rousseaus an dem Physiokraten Mirabeau erwähnt. Die Aufmerksamkeit wird auf die Parallele zum England des 17. Jahrhunderts gelenkt und die Tatsache hervorgehoben, dass die Politisierung des Utopiebegriffes gleichzeitig seine Entschärfung zur Folge habe. Die Utopie werde als „teilweise realisierbar“ konzipiert. Während der Französischen Revolution werde der Begriff in Frankreich selbst selten und meist unter negativem Vorzeichen gebraucht. Wieder Deutschland betrachtend geht der Artikel unter anderem auf die Stellungnahme I. Kants zu dem Begriff ein, der die Gefahr der Utopie darin sieht, „in den Spott des Politikers zu verfallen“, statt „ein Staatsprodukt fortschreitend zu realisieren“.<sup>5</sup> Er stößt sich also, allerdings hier nur auf die Politik bezogen, an dem typischen Spannungsbogen der Utopie.

„Am Ende des 18. Jahrhunderts werden so wie bei J. W. Goethe den Utopien in beschränktem Umfang ... und unter besonderen Umständen Chancen eingeräumt, verwirklicht zu werden“.<sup>6</sup>

Im 19. und 20. Jahrhundert bleibt der Begriff im Großen und Ganzen rein negativ bewertet.

„Als positive Bezeichnung für die eigenen sozialen Entwürfe wählt man stattdessen ‚Sozialismus oder Kommunismus‘“<sup>7</sup>.

Hegel wirft einem Werk von C. I. Reinhold Utopismus vor, weil aus ihm „....das mühsame .... Schaffen und Konstruieren verbannt sei“.<sup>8</sup> Im Frühsozialismus wird die Bezeichnung im Zusammenhang mit den eigenen Entwürfen abgelehnt, weil sich deren Realisierbarkeit in der Zukunft erweisen werde. Als Beispiel dient unter anderen St. Simon. Durch diese Argumentation erhält der Begriff eine ambivalente Färbung. So ist die Bezeichnung durchaus pejorativ gebraucht, wo er auf andere angewendet wird, richtet sie sich aber gegen einen Autor selbst, so kann es sein, dass er sie ver-

<sup>5</sup> Historisches Wörterbuch der Philosophie (s. Anm. S.3) S.513

<sup>6</sup> Ebenda S.513

<sup>7</sup> Ebenda S.516

<sup>8</sup> Ebenda S.516

teidigt. Als Beispiel dient eine Antwort Fouriers auf einen entsprechenden Vorwurf. Die leidenschaftlichsten Warnungen vor der Utopie stammen von P. - J. Proudhon. Er wendet sich gegen Utopie als dogmatische Systeme, an die das Volk nicht glaube, und fordert eine Verbindung der Vernunft mit der sozialen Praxis. Die Gegner des Sozialismus verwenden den Begriff der Utopie als Hauptvorwurf. Auch in Deutschland bedient sich die Kritik des Begriffes als Vorwurf, zu diesem Zeitpunkt hauptsächlich gegen den Frühsozialismus. Ebenso wie in Frankreich gibt es aber auch die weniger negative Einstellung. H. von Pückler - Muskau stimmt mit A. von Lamartine überein, der meint, Utopien seien nichts anderes als unreife, zu früh geäußerte Wahrheiten. Außerhalb der Sozialismuskritik wird der Begriff praktisch völlig außer Acht gelassen. Die späteren Sozialisten, allen voran Marx, kritisieren als Utopisten sowohl die Gegner des Sozialismus als auch der Frühsozialisten. Engels spricht allerdings auch von „großen Utopisten“ in ihrem Zusammenhang. Auch ein „konservativer Utopismus“ wird angeprangert, bei allen denen, die den Sozialismus aufhalten wollen. Zu solchen Utopisten wäre z.B. Kautsky zu zählen. Außerdem sind Utopisten alle diejenigen, die denken, ohne die praktische Durchführung vorantreiben zu wollen. G.Sorel will intellektuelle Arbeit durch revolutionäre Mythen ersetzen. G.Landauer, ein strikter Gegner des orthodoxen Marxismus, entwirft eine originelle Definition. Er trennt in Utopie und Topie einerseits, spricht von stabilen und revolutionären Phasen der Geschichte andererseits.

„Unter ‚Utopie‘ versteht Landauer ein ‚Gemenge individueller Bestrebungen und Willenstendenzen‘, die sich in einem Moment der geschichtlichen Krise zu der Tendenz vereinigen, eine tadellos funktionierende Topie zu gestalten“.<sup>9</sup>

Nach einem Absatz über die Verwendung und Auffassung des Begriffs bei den späteren Sozialismusgegnern wird im Artikel auf Bloch verwiesen.

„Eine Neubewertung der Utopie und des Utopischen erreicht E. Bloch ... heißt in seiner Konzeption ... ‚utopisch‘ alles, was das Tatsächliche in Richtung auf eine erträumte Zukunft übersteigt ... das durch die Dichtung ... exemplarisch verkörpert wird.... Für Bloch schließen sich Utopie und Wirklichkeit nicht aus.“<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> Historisches Wörterbuch der Philosophie (s. Anm. S.3) S.519

<sup>10</sup> Ebenda S.519



Ebenso wie für ihn das „... ‚Konkret-Utopische‘ ein nur scheinbar paradoxer Begriff“<sup>11</sup> ist. Und, wieder zitiert nach Bloch selbst,

„Das Utopische selbst ist das Charakteristikum des Menschen“<sup>12</sup>.

Ein Autor, der zu Bloch ausdrücklich Stellung nimmt, ist Tillich. Er will die horizontale um die vertikale Utopie erweitern und verficht einen „religiösen Sozialismus“, der die Enttäuschung im Diesseits durch die Verlegung des Zieles ins Jenseits vermeidet. Nach dem Ersten Weltkrieg ist die Utopie in den Diskussionen sehr lebendig. Verfechter einer „Utopistik der Wissenschaft“ stehen den Gegnern des „Utopismus“ gegenüber. Das utopische Denken als solches wird betrachtet und mit Vorstellungen vom Paradies, goldenen Zeitalter usw. in Verbindung gebracht. K. Mannheim beschäftigt sich mit dem Problem der Inkongruenz zwischen Denken und Realem. Er geht auch auf Landauer ein. Ohne U. wäre für Mannheim die Geschichte erfüllt von „statischer Sachlichkeit“. Für G. Quabbe ist es gar nicht Sinn der Utopie, verwirklicht zu werden. Sie befriedige das säkulare Erlösungsbedürfnis. Nach dem Zweiten Weltkrieg nimmt der Gebrauch des Begriffs stark zu, auch der umgangssprachliche. Im philosophischen Diskurs ist das Wort sehr präsent. Verwendungen, allerdings in gänzlich anderem Zusammenhang, durch Plessner, Huxley und Buber werden angeführt. Man spricht mehr und mehr vom „Utopischen“ nach Bloch.

„Bei Ortega y Gasset gehört es zum Wesen des Menschen.“<sup>13</sup>

Frühere Utopien werden betrachtet und bewertet. Die Angst vor dem Totalitarismus führt zu der Ansicht, eine selbst gute Utopie sei als „Tyrannis der Weisen“ abzulehnen, weil sie undemokratisch sei. Horkheimer hebt die wichtige Funktion der Utopie hervor, als

„ ‚Kritik dessen was ist, und ...Darstellung dessen, was sein soll‘: Die Utopie stellt eine radikale Abkehr von der geschichtlichen Situation dar, die verändert werden soll...“<sup>14</sup>

---

<sup>11</sup> Historisches Wörterbuch der Philosophie (s. Anm. S.3) S.519

<sup>12</sup> Ebenda S.519

<sup>13</sup> Ebenda S.521

<sup>14</sup> Ebenda S.521

Zusammenfassend lässt sich aus dieser summarischen Betrachtung der Konzeption und Verwendung des Begriffes der Utopie über die Jahrhunderte und in verschiedenen geistigen Strömungen für diese Arbeit folgender Schluss ziehen: Dieser Überblick lässt deutlich erkennen, dass es sich um einen Begriff handelt, der oft, über lange Zeitstrecken sogar hauptsächlich, in der politischen Polemik verwendet wird, wo er eine negative Besetzung erhält. „Utopisch“ ist für den Realpolitiker und für den Wissenschaftler und seinen Verteidiger, (hierher gehören zum Beispiel die Philosophen der Aufklärung ebenso wie die Geschichtsphilosophen), ein abwertendes Wort. Die Utopie als positives schöpferisches Element oder fruchtbare Methode, der Zeit einen Gegenspiegel vorzuhalten, erkennen nur die, die eventuell unter die Idealisten zu rechnen sind. Eine einzigartige sozusagen neue Haltung nimmt anerkannterweise Bloch ein. Diese Eigenart liegt teilweise in der künstlerischen Konzeption. Diese Auffassung ist für die vorliegende Arbeit hilfreich, weil sie Eberlin zumindest als Schriftsteller, wenn nicht Künstler, eher denn als Reformator betrachten will. Sie schließt sich aber wohlgerne der Definition nicht im gesamten Inhalt an, sondern legt das Hauptaugenmerk auf die Wurzeln und die Dreiteilung in Klage, Kritik (Kampf) und Hoffnung.

## 1.2 Literarische Utopie

### 1.2.1 Utopia

Der Begriff der Utopie leitet sich ab von dem Roman des englischsprachigen Autors Thomas Morus. Im etymologischen Lexikon wird auf ihn verwiesen.

... nach Utopia, dem Titel eines Romans von Thomas Morus (1478-1535), der darin einen Idealstaat beschreibt und zugleich Missstände seiner Zeit anprangert, aus griech. ou „nicht“ und topos „Ort, Land, Gegend“, also Nirgendland<sup>15</sup>

Morus verfasst 1516 „Utopia“ in lateinischer Sprache und schafft damit eine Bezeichnung, die sowohl namensgebend für eine gesamte literarische Gattung wird als auch darüber hinaus sprachlich eine bestimmte Art des Denkens beschreibt und zum Schlagwort wird.

---

<sup>15</sup> Hermann, Ursula (Hg.) In: Knauer's etymologisches Wörterbuch, 10000 Wörter unserer Gegenwartssprache, Herkunft und Geschichte, München: Droemer Knauer 1983 S.499 Spalte 2

Im Nachwort der Utopia-Übersetzung von Gerhard Ritter liest man Folgendes:

Sein Titel, den Morus selbst erdacht hatte, bereichert die Sprache fast der ganzen Welt um ein neues Wort und wurde zum Sammelnamen der literarischen Gattung der Staatsromane oder Utopien.<sup>16</sup>

Bei Schöderle heißt es:

Aus dem Eigennamen für den Schauplatz von Morus' Fiktion wurde bald die Bezeichnung für ein literarisches Genre, später ein allgemein gebräuchlicher Begriff, letztlich ein vieldeutiges Schlagwort.<sup>17</sup>

Hier wird in weiterer Folge genauer auf die Wortschöpfung eingegangen, es wird darauf hingewiesen, dass die aus zwei griechischen Wörtern zusammengesetzte Wortschöpfung grammatikalisch falsch gebildet sei. Die verwendete Negation ού- werde nämlich ausschließlich zur Satzverneinung gebraucht, während zur Verneinung eines Adjektivs oder Substantivs ἄ- (Alpha privativum) verwendet werde.

Gleichwohl darf unterstellt werden, dass Morus fehlerhafte Wortschöpfung kein Versehen war. Die beiden griechischen Präfixe „ou“ und „eu“ haben im Englischen einen homophonen Klang. Daher kann der Begriff auch als „Eutopia“ gelesen werden, womit „guter“ Ort gemeint wäre<sup>18</sup>

Schöderle begründet diese Annahme mit einem Verweis auf die lateinisch - englische Ausgabe von Morus Utopia im Rahmen der Yale Edition (Utopia Complete Works Bd.4) und meint, dass das Wortspiel in einem dem Werk Utopia vorangestellten Sechszeller sogar bewusst verwendet wird. Die erste deutsche Übersetzung von Utopia trägt den Namen „Von der wunderbarlichen Innsul Utopia genannt, das andere Buch“ und erscheint im Jahr 1524. Wie es dem deutschen Titel besser zu entnehmen ist, handelt das Werk von einer als Idealstaat beschriebenen Insel, auf der die Utopier leben. Ihre Lebensumstände sind dank einer rationalen Gesetzgebung und prinzipiengeleiteten Organisation der Gesellschaft nahezu ideal. Im Werk lässt sich, abgesehen von der detailliert beschriebenen Staatsorganisation, auch eine ausführliche Kritik an den damaligen vorherrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen in

<sup>16</sup> Morus, Thomas: Utopia überarbeitet und hg. von Jürgen Klein. Mit einem Nachwort von Eberhard Jäckel. Übersetzt von Gerhard Ritter. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2003 S.169

<sup>17</sup> Schöderle, Thomas: Geschichte der Utopie. Eine Einführung. Böhlau: UTB Verlag 2012 S.9

<sup>18</sup> Ebenda S.11

England finden. Durch das Wissen um die idealen Umstände auf der Insel Utopia soll der Staat England verbessert werden.

Aus seinem Werk konstituiert sich unbestreitbar ein Prototyp, der für viele folgende Entwürfe den Charakter einer Musterschrift beibehalten hat. Mit Blick auf Form, Inhalt, Funktion und Intention seiner Schrift lassen sich zudem viele Kriterien eines verallgemeinerungsfähigen Begriffs ermitteln (...) andererseits lässt sich Utopia nicht einfach zum alleinigen Maßstab erheben.<sup>19</sup>

Man findet im „Ursprungsroman“ von Thomas Morus drei wesentliche Kriterien, die im späteren Verlauf als hinreichend gelten werden, um Texte als literarische Utopie zu klassifizieren. Diese sind die erfundene positive Gesellschaft, die zumindest in Gedanken als in sich geschlossen existiert, sowie die Kritik an den negativen, im Hier und Jetzt vorherrschenden Lebensbedingungen und der Ausblick auf eine positive Zukunft, die beschrieben wird.

### **1.2.2 Die Utopie als Gedankenmodus**

Im Folgenden werden die Abhandlungen verschiedener Autoren herangezogen, die sich mit dem Versuch einer Definition von Utopie im Rahmen der literarischen Beispiele der Antike, des Mittelalters und der frühen Neuzeit befassen. Es wird der immer wieder im Fokus stehende Kern der als utopisch bezeichneten Literatur besprochen werden, in denen, wie sich herausstellt, wiederkehrende Kriterien als utopiestiftend gelten. Um eine Eingrenzung des Utopie-Begriffes und damit um eine klare eindeutige Definition des Schlagwortes, das sich auf so viele Bereiche ausweiten lässt, sind alle Autoren bemüht, die sich mit der geschichtlichen Entwicklung der literarischen Utopie beschäftigen, jedoch liegen die Blickwinkel der Betrachtung und die Herangehensweise der verschiedenen Autoren oft weit auseinander. Das mag daran liegen, dass das Utopische als Gedankenmodus im imaginären Raum der menschlichen Vorstellungskraft anzusiedeln ist, der an keine äußeren Bedingungen geknüpft ist und, sofern er innerhalb einer geschlossenen Logik funktioniert oder besser dieser folgt, auf jegliche Lebensbedingungen und Umstände einer jeden Gesellschaft und Generation anwendbar zu sein scheint. Die Faszination der Utopie kann also, was ihre äußere Erscheinung betrifft, die verschiedensten Formen an-

---

<sup>19</sup> SCHÖDERLE (s. Anm. S.8) S.10

nehmen, was eine knappe Beschreibung und eine scharfe Eingrenzung ihres Gegenstands nahezu unmöglich erscheinen lässt. An dieser Stelle soll auch gesagt sein, dass bei der Recherche wissenschaftlicher Abhandlungen, die sich mit dem Utopischen beschäftigen, sowohl eine große Zahl an Texten zu finden ist, die den noch in den Kinderschuhen steckenden Sozialismus, im Speziellen den Marxismus, als auch die soziale Frage im Rahmen des Industriezeitalters in Verbindung mit dem Schlagwort der Utopie setzten.

### 1.2.2.1 Utopie und Sozialismus

Der Frühsozialismus, also die Zeit vor der Revolution von 1848/49, vor den ersten sozialistischen Vereinigungen, die Zeit vor Karl Marx, wird mancherorts als utopischer Sozialismus beschrieben, darunter werden Gedanken eines Idealstaates in sozialistischen Bewegungen der Neuzeit zusammengefasst.

...the utopia of the future, where a new kind of brotherhood and social harmony would prevail, taking advantage of the new industrial techniques. These socialist ideas slowly percolated from isolated intellectuals to the lower orders, whose own backgrounds and experiences with industrialization and political reform caused them to be ever more receptive to new world views.<sup>20</sup>

Zentral ist hier die Vorstellung des Gemeineigentums, wie es auch bei Morus Utopia zu finden ist. Bei Lindemann, der den Begriff „Utopian Socialists“ verwendet, liest man, dass die utopischen Sozialisten nicht als Utopisten im Sinne von Morus zu verstehen seien.<sup>21</sup> Den Grund für diese Annahme sieht Lindemann darin, dass diese sozialistischen Autoren daran geglaubt hätten, dass ihr gedanklich entworfener Idealstaat in naher Zukunft realisiert werden würde. Daran eine Trennung festzumachen wäre ein sehr vager Versuch, denn die Realisierbarkeit, so wird sich in weiterer Folge der Arbeit herausstellen, stellt bei den meisten Autoren kein Ausschlusskriterium zum Genre der Utopie dar. Neben der zentralen Vorstellung des Gemeineigentums spielt auch der Begriff der „menschlichen Natur“ eine wichtige Rolle für die frühen Sozialisten. Es heißt, alle Menschen seien gleich, besäßen die gleichen Rechte und hätten die gleichen Pflichten. Wunsch und Ziel der Bewegung war es, das Elend des Proletariats zu beenden. Der Sprung zu Engels scheint hier kein allzu großer:

---

<sup>20</sup> Lindemann, Albert: A History of European Socialism, London: Yale University Press, new Haven 1983, S. 37

<sup>21</sup> Ebenda S. 38

Alle bisherigen Gesellschafts- und Staatsformen, alle altüberlieferten Vorstellungen wurden als unvernünftig in die Rumpelkammer geworfen; die Welt hat sich bisher lediglich von Vorurteilen leiten lassen; alles Vergangene verdiente nur Mitleid und Verachtung. Jetzt erst brach das Tageslicht des Reiches der Vernunft an. Von nun an sollte der Aberglaube, das Unrecht, das Privilegium und die Unterdrückung verdrängt werden durch die ewige Wahrheit, die ewige Gerechtigkeit, die in der Natur begründete Gleichheit und die unveräußerlichen Menschenrechte.<sup>22</sup>

Die menschliche Vernunft soll zur Schaffung der idealen Staatsform führen, so lässt sich dem Zitat entnehmen. Engels trennt jedoch den Begriff der Vernunft strikt von jeglicher utopischen Vorstellung, die für ihn nichts mehr als ein Hirngespinnst darstellt. Der Philosoph Ernst Bloch, der sein gesamtes Hauptwerk dem Gedankenmodus der Utopie gewidmet hat, stellt dem oben angeführten Gedanken den Begriff der „konkreten Utopie“ entgegen.

### **1.2.2.2 Die Blochsche Utopie**

Die Utopie funktioniert im Geiste mittels Vernunft oder rationalem Denken. Diesem Prinzip folgt Bloch, dessen Werk bei dem Versuch einer Definition des Begriffs Utopie einen hohen Stellenwert haben wird, da sich in seiner Philosophie sehr gut zeigt, dass man, möchte man das Utopische betrachten, den Schritt in Richtung einer Vereinfachung wählen muss, um dem komplexen System in einer Beschreibung gerecht zu werden. Es handelt sich dabei nicht um eine Reduktion der Fülle an zu beobachtenden Merkmalen und Besonderheiten der utopischen Visionen, wie ihm des Öfteren vorgeworfen wird, sondern eher um ein der sprachphilosophischen Logik folgendes Prinzip der Intension und Extension von Begriffen. Es soll demgemäß versucht werden, die innere Struktur zu begreifen, Einzeldinge werden durch Allgemeinbegriffe ersetzt. Anlässlich des Ernst Bloch Jubiläums im Jahr 2013 zum 50. Geburtstag von „Prinzip Hoffnung“ lässt sich eine Vielzahl an Artikeln über den Schaffensbereich des Philosophen finden. So auch in der Presse vom Samstag, dem 3. August. Unter dem Titel „Lasst uns Heimat bauen!“ erscheint ein Artikel, der mit einem Zitat aus dem obengenannten Werk beginnt.

---

<sup>22</sup> Opitz, Waltraud und Heinrich (Hg.): Friedrich Engels. Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. Im Auftrag des Förderkreises Marx und Engels neu gelesen. Essen :Neue Impulse Verlag 1998, S. 15

Hat der Mensch sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in der Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat“. Bloch nennt das die Utopie vom Umbau der Welt in Heimat.<sup>23</sup>

Der Text in der Presse widmet sich der Blochschen Philosophie, die sich dem alten, im Wesen des Menschen fest verankerten Traum von einer besseren Zukunft verschrieben hat, also einer utopischen Vision. Der Begriff Heimat, der sich bei Bloch finden lässt, steht hier gleichbedeutend für den Idealzustand, für die Glückseligkeit oder das Paradies und wird in der Zukunft angesiedelt. Die Heimat, die doch so viele in der Kindheit ansiedeln würden, macht hiermit einen Sprung in die Zukunft und folgt somit dem „Prinzip Hoffnung“. Sehr schön wird hier deutlich, wie der Sprung auf der Zeitachse bei utopischem Gedankengut vollzogen wird. Abermals zeichnet sich das Bild - hier als heimatlos beschriebener - hilfloser Menschen, die versuchen, dem vermeintlichen Glück in der Vergangenheit rückwärtsgerichtet und aus diesem Grund vergebens nachzujagen, bis zu dem Moment des Aufblitzens der Hoffnung die Heilung in der Zukunft zu finden. Das könnte den Kern von jeglicher Utopie darstellen, genau dieses Zusammenspiel von Vergangenheitssehnsucht und Zukunftstraum. Bei der Lektüre des Blochschen Werkes lässt man sich nur zu leicht dazu verleiten, den Zukunftsaspekt zu stark ins Zentrum der Utopie zu rücken. Dem lässt sich entgegenhalten, dass es sich gerade um die Kombination von bereits Vergangenenem und noch nicht Erlebbarem handelt, die den Denkmodus der Utopie ausmacht. Die Utopie funktioniert nicht ohne den Wunsch auf Heilung, nicht ohne das Scheitern beim Versuch einer Zurückführung in die Vergangenheit (z.B. das christliche Paradies), denn genau dieses Scheitern und das Erkennen der Unüberwindbarkeit richten den Blick auf die Zukunft, mit der die Utopie zum Leben erweckt wird. Ernst Bloch gelingt die Verankerung utopischen Gedankenguts, das doch so oft den Beigeschmack unrealistischer Träumerei trägt, in der Realität. Der utopische Gedanke wird in seiner Philosophie zum Bewusstseinszustand und zu einem Teil der psychischen Strukturen des Menschen. Argumentiert man mit Bloch, ließe sich also sagen, dass der Mensch in utopischen Kategorien denkt. Im Folgenden soll genauer auf zwei der bedeutendsten Schriften des Philosophen eingegangen werden: „Geist der Utopie“ und „Das Prinzip Hoffnung“. Bloch knüpft an bei den wahrscheinlich berühmtesten Worten Descartes *Cogito ergo sum*<sup>24</sup> (Ich denke also bin ich). Kurz, Denken ist Sein. Bei Bloch heißt es

<sup>23</sup> Coudenhove- Kalergi, Barbara In: Die Presse Samstag, 3. August 2013, Spectrum S.I-III

<sup>24</sup> René Descartes: Meditationes de prima philosophia (1641)

„Denken ist Überschreiten“<sup>25</sup>. Er fügt dem Seienden das Noch-Nicht-Seiende als Kategorie des menschlichen Bewusstseins hinzu.

Es ist damit aber jenes Vorbewusste gestreift, das überhaupt nicht in Freuds Konzept passt, das Vorbewusste in der anderen Bedeutung, nach der anderen Seite, in dem kein Verdrängtes, sondern ein Heraufkommendes zu klären ist... es gibt noch keine Psychologie des Unbewussten der anderen Seite, der Dämmerung nach vorwärts.<sup>26</sup>

Dennoch ist eine Trennung von der Freudschen Strukturtheorie nicht so scharf zu ziehen.

Das noch nicht Bewusste ist zwar ebenso Vorbewusstes wie das Unbewusste der Verdrängtheit und Vergessenheit, es ist sogar in seiner Art ein ebenso schwieriges und Widerstand leistendes Unbewusstes wie das der Verdrängtheit. Aber ihm ist keinesfalls das heutige, manifeste Bewusstsein übergeordnet, sondern ein künftiges, erst aufkommendes.<sup>27</sup>

Sein erstes berühmtes Werk „Geist der Utopie“, das erstmals 1918 erscheint, beginnt mit den Worten:

Es ist genug. Nun haben wir zu beginnen. In unseren Händen ist das Leben gegeben. Für sich selber ist es längst schon leer geworden. Es taumelt sinnlos hin und her, aber wir stehen fest, und so wollen wir ihm seine Faust und seine Ziele werden.<sup>28</sup>

Der Mensch stellt einen visionären Ausdruck der Revolution gegen die als widrig empfundene Gegenwart. Dies geschieht, wie sich in den zitierten ersten Zeilen des Werkes zeigt, nicht nur im Denken, sondern auch in der Praxis, darauf verweist die Metapher der Faust. Und an einer anderen Stelle im Buch heißt es:

Zwar wir leben und wissen nicht wozu. Wir sterben und wissen nicht wohin. Ich kann leichthin sagen, was ich jetzt und nachher will, aber niemand kann angeben, was er überhaupt will, in diesem doch so sehr zweckhaften Leben (...) Und doch es bleibt uns hier, die wir leiden und dunkel sind, weit hinaus zu hoffen. Wenn sie stark genug bleibt, rein wird, sich selbst unabgelenkt inne hat, läßt sie nicht zuschanden werden – die Hoffnung läßt uns nicht zu-

---

<sup>25</sup> Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung. Band 5/ Kapitel 1-32. Frankfurt: Suhrkamp 9. Auflage 2009 S.135

<sup>26</sup> Ebenda S.131

<sup>27</sup> Ebenda S.131

<sup>28</sup> Bloch, Ernst: Geist der Utopie, erste Fassung Faksimile der Ausgabe von 1918. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971 S.9



schanden werden. Denn die menschliche Seele umspannt alles, auch das Drüben, das noch nicht ist.<sup>29</sup>

Utopie wird hier also als Denkmodus beschrieben, der durch die Hoffnung angetrieben ist. Später im Text findet sich die These, dass diese menschliche Hoffnung nicht nur ein Traumgebilde ohne Realität sei.

... aber daß wir selig werden, daß es das Himmelreich geben kann, daß sich der evident eingesehene Trauminhalt der menschlichen Seele auch setzt, daß ihm eine Sphäre wie immer bestimmter Realität korrelativ gegenübersteht, das ist nicht nur denkbar, das heißt formal möglich, oder erfüllbar, das heißt objektiv möglich, sondern schlechterdings notwendig...<sup>30</sup>

In einem Aufsatz von Florian Roth, der anlässlich des Ernst Bloch Jubiläums entstanden ist, liest man über Blochs Philosophie Folgendes:

Bloch versucht nicht weniger als ein umfassendes philosophisches System aus dem Gedanken der positiven Zukünftigkeit. Eine Metaphysik im Futur. Eine Heilslehre aus der Hoffnung heraus.<sup>31</sup>

Bei Roth wird die Blochsche Ontologie des Noch-nicht-Seins aufgegriffen. Dieser stellt einen treffenden Vergleich mit der Lehre vom menschlichen Bewusstsein von Sigmund Freud auf. Roth meint, Bloch durchforste alle Bereiche menschlichen Denkens, Fühlens und Tuns nach Belegen für das Nach-vorwärts-Träumen „*den utopischen Verlangen, den Vorschein zukünftigen Glücks – der Hoffnung eben*“.<sup>32</sup>

Sigmund Freud hatte das Unbewusste entdeckt, also eine Schicht im menschlichen Geist (...) verschüttet, nicht mehr bewusst war, dennoch den Menschen wesentlich prägte. (...) <sup>33</sup>  
Diesem Nicht-mehr-Bewusstsein aus der Vergangenheit stellt Bloch nun das in die Zukunft weisende des Noch-nicht-Bewusstsein entgegen. Man ahnt die zukünftigen Möglichkeiten, hat vielleicht einen visionären Vorschein (...) doch in Klarheit ist diese Vision noch nicht präsent (...) Durch diesen hoffenden Bezug auf die verheißungsvollen Möglichkeiten der Zukunft ist aber auch schon unser Hier und Jetzt geprägt.<sup>34</sup>

---

<sup>29</sup> BLOCH: (s. Anm. S.13) S.443

<sup>30</sup> Ebenda S.444

<sup>31</sup> Roth, Florian: Zum Ernst Bloch Jubiläum. Das Prinzip Hoffnung. <http://www.florian-roth.com>, 6.7.2007 S.6

<sup>32</sup> Ebenda S.7

<sup>33</sup> Ebenda S.7

<sup>34</sup> Ebenda S.7

Bei der Lektüre des ersten Bandes von Prinzip Hoffnung drängt sich der Vergleich mit Sigmund Freud dem Leser förmlich auf, denn der Autor verwendet selbst zur Verdeutlichung des von ihm dargestellten Noch-Nicht-Bewusstseins das Beispiel der psychischen Strukturen von Sigmund Freud und anderen tiefenpsychologischen Schulen. Das Unbewusste, das nach der Freudschen Vorstellung beinahe zur Gänze mit vergessenen - oder besser gesagt - verdrängten Inhalten gefüllt ist, kurz gesagt, vergangenheitsdominiert ist, wird von Bloch erweitert um das Zukünftige, das Noch-nicht-Bewusste.

Was außer dem bewussten Feld liegt, nennt man seit etwa zweihundert Jahren allgemein das Unbewusste. (...), das überhaupt nicht in Freuds Konzept paßt, das Vorbewusste in der anderen Bedeutung, nach der anderen Seite, in dem kein Verdrängtes, sondern ein Heraufkommendes zu klären ist (...) es gibt noch keine Psychologie des Bewussten der anderen Seite, der Dämmerung nach vorwärts.<sup>35</sup>

Dass diese Ahnung vom Zukünftigen, die ein Teil des menschlichen Bewusstseins sein soll, nicht immer bloß reine Träumerei bedeutet, lässt sich durch die folgenden Zeilen verdeutlichen.

(...) weil eben in ihm selber ein noch nicht ganz manifest gewordener, ein aus der Zukunft erst heraufdämmernder Bewusstseinsinhalt vorliegt. Gegebenenfalls sogar ein erst objektiv in der Welt entstehender.<sup>36</sup>

Des Weiteren wird auch mit den Vorurteilen aufgeräumt, dass die sogenannten Zukunftsvisionen, das, was Bloch Noch-nicht-Bewusstes nennt, seien bloße Hirngespinnste, mystische Hellseherei oder gar durch den Vergleich mit dem nur zum Schein zukunftsorientierten tierischen Instinkt, in dem die Zukunft eben eine völlig unechte ist, „eine Wiederholung, ein vorgeordnetes Stück im immer gleichen Kreis“<sup>37</sup>.

Produktive Ahnung (...) ist daher ein ganz anderes als ein bewusst gewordener Instinkt. Sie bleibt nicht dumpf und winkelhaft, gar qualmig, sie steht von Anfang an in Stärke und Gesundheit. Ist sich ihrer offen bewusst, eben als eines Noch-Nicht-Bewussten, zeigt in ihrer Wachheit die Lust zu lernen, zeigt die Fähigkeit im Vorschein sich umzusehen, die Umsicht, ja Vorsicht, in ihrer Vor-Sicht zu haben. Indem echt Ahnung mit Jugend, Zeitwende und Produktion

<sup>35</sup> BLOCH: Das Prinzip Hoffnung (s. Anm. S.13) S.130

<sup>36</sup> Ebenda S.132

<sup>37</sup> Ebenda S.162

beginnt, ist sie ohne weiteres in menschlichen Zuständen aufrechtster Art zu Hause, nicht in animalischen, gar parapsychischen.<sup>38</sup>

Nun stellt sich die Frage: Worin manifestiert sich diese Ahnung, wodurch wird sie konkret? Bloch nennt diesen Moment, in dem der Blick nach vorne heller wird und sich konkretisiert, „bewusst- gewusst“ und bezeichnet ihn als utopische Funktion.<sup>39</sup>

### 1.2.2.3 Die Konstruktion des Ortes und der Zeit

Nun soll wieder zu einem konkreten Beispiel der utopischen Literatur zurückgekommen werden, zum Paradebeispiel der Gattung, nämlich zu „Utopia“. An dieser Stelle der Erarbeitung einer Definition von Utopie ließe sich einwenden, dass in „Utopia“ der dargestellte Idealstaat eine Gesellschaft beschreibt, die zumindest innerhalb des Werkes in der damaligen Gegenwart existiert. So wurde doch mit Bloch die Utopie als noch nicht geboren, aber in Gedanken bereits vorhanden, als etwas in die Zukunft Hoffendes beschrieben. Das klingt nach einer Unstimmigkeit in Bezug auf den Roman, der dem Genre seinen Namen gab. Betrachtet man jedoch die Randbedingungen etwas genauer, erscheint es sehr plausibel, dass es sich hier dennoch um keine große Differenz handelt. Ob das geheimnisvolle Utopia aus dem Bericht des reisenden Gelehrten tatsächlich in der Realität existiert, ist für die englische Bevölkerung der damaligen Zeit alles andere als überprüfbar. Damit ist gemeint, dass die Erschließung der Welt damals noch nicht im Rahmen der Möglichkeiten der Menschen lag. Man musste also einfach zu glauben, sich die Dinge in Gedanken ausmalen. Dadurch verschwimmt die Grenze zwischen dem, was irgendwo auf der Welt existiert, und dem, was bloß in Gedanken existiert. Somit wäre auch hier der ideale Staat gedanklich existent. Schöderle thematisiert diesen Aspekt der Dimensionen von Raum und Zeit und meint, vereinfacht ausgedrückt, dem Terminus der Utopie, wäre dadurch keine andere Bedeutung zugekommen. Obgleich er auch darauf hinweist, dass diese Verschiebung in die Zukunft einen gewissen Widerspruch zu der Assoziation „Udepotia“ (oudepote = niemals,) bekannt aus dem Begleitbrief zu Utopia von Budaeus, darstellt.

... gegen Ende des 18. Jahrhunderts ersetzt Louis-Sebastien Mercier mit seiner Schrift „Das Jahr 2440“ erstmals die Dimension des Raumes durch die Dimension der Zeit. Fortan wird die

<sup>38</sup> BLOCH: Das Prinzip Hoffnung (s. Anm. S.13) S.162

<sup>39</sup> Vgl. BLOCH: Geist der Utopie (s. Anm. S.13) S.163

utopische Fiktion aus der Sicht des Verfassers fast ausschließlich in die Zukunft projiziert ... so hat sich doch vieles vom Ursprungssinn der Wortschöpfung bis in die Gegenwart erhalten.<sup>40</sup>

### 1.2.3 Literarische Utopie vor Thomas Morus

#### 1.2.3.1 Platons Politeia

Bei Morus hat, wie bereits mehrfach erwähnt, der Begriff der Utopie seinen Ursprung, jedoch werden auch frühere Schriften, die inhaltlich als Utopie aufzufassen sind, nachträglich als solche bezeichnet. Das erste inhaltlich als Utopie aufzufassende Werk ist „Politeia“, verfasst von dem antiken griechischen Philosophen Platon. Es entsteht ca. um 370 vor Christi Geburt.<sup>41</sup>

Platon gilt vielen als der eigentliche Vater der Utopie und seine Schrift als Urbild aller zukünftig folgenden Werke.<sup>42</sup>

Schöderle beschreibt Politea als Quelle, auf die sich sowohl Morus als auch Campella sowie Andrea bis hin zu Bacon beziehen, und meint, dass sich die Strukturmerkmale von Platons Entwurf auch mit den Mustern der neuzeitlichen Utopien decken. Er spricht wörtlich vom:

... Vorbild für nahezu alle frühneuzeitlichen Utopien – eine Konstruktion, die das Individuum in der Idee eines übergeordneten Konstruktionsideals aufgehen lässt.<sup>43</sup>

Zum Inhalt des Werkes soll nur so viel gesagt werden: Es geht um einen Dialog des Sokrates mit Glaukon. Bei Politea handelt es sich um das zweite Stück der vorletzten Tetralogie, das Wort Politea ist eine Abstraktionsbildung zum Wort polis (Stadt).<sup>44</sup> Im Laufe des Gesprächs entsteht eine Skizze des wie es scheint sich erst im Rahmen des Dialoges entwickelnden Gedankenkonstrukts, eines fiktiven Staats, der nicht als Realität präsentiert wird. Das ist der wesentliche Unterschied zu Morus „Utopia“, weil Platons Politea, wie ausdrücklich vom Autor dokumentiert, nicht als realer Staat dargestellt wird.

<sup>40</sup> SCHÖDERLE (s. Anm. S.8) S.11

<sup>41</sup> Vgl. Ebenda S. 54

<sup>42</sup> Ebenda S.54

<sup>43</sup> SCHÖDERLE (s. Anm. S.8) S. 54

<sup>44</sup> Vgl. Dunshirn, Alfred: Griechisch für das Philosophiestudium. Wien: Fakultas Verlag 2008 S. 91

... der sein Dasein nur im Reiche der Gedanken hat; denn auf Erden findet er sich, glaube ich, nirgends ... aber im Himmel ist er vielleicht als Muster hingestellt für den der ihn anschauen und gemäß dem Erschauten sein eigenes Inneres gestalten will.<sup>45</sup>

In dieser Textstelle wird die Verbindung zu Platons Philosophie deutlich, nämlich zu seiner Ideenlehre. Diese basiert auf der Annahme der Existenz eines Reiches der Ideen, das jedoch nicht auf Erden zu finden ist. Hier hat jegliches Wissen der Menschheit seinen Ursprung. Dort sind die Ideen zeitlos und haben ihre ureigene Seinsform. Sie fallen dann in zeitlich begrenzte Dinge.

Inhalt der platonischen Ideenlehre ist ein angenommenes Reich immaterieller, ewiger und unveränderlicher Wesenheiten, der Ideen. Ideen im Sinne Platons sind Urbilder der Realität, nach denen die Gegenstände der sichtbaren Welt geformt sind. Die Ideen existieren objektiv, d. h. unabhängig von unserer Kenntnisnahme oder Gedankenwelt.<sup>46</sup>

So existiert beispielsweise die Idee des Schönen unabhängig von der Existenz einzelner schöner Dinge.<sup>47</sup>

Vieles Schöne, sprach ich, und vieles Gute, was einzeln so sei, nehmen wir an und bestimmen es uns durch Erklärung. Das nehmen wir an. Dann aber auch wieder das Schöne selbst und das Gute selbst und so auch alles, was wir vorher als vieles setzen, setzten wir als eine Idee eines jeden und nennen es jegliches, was es ist.<sup>48</sup>

So verhält es sich eventuell auch mit der Idee des idealen Staates, die unabhängig von den einzelnen konkreten Ausformungen, die in der Realität auftreten und an Zeit und Gesellschaft gebunden, sehr unterschiedlich sein kann. Hier liegt eventuell der Kern des Entstehens unzähliger unterschiedlicher utopischer Schriften, die doch als solche zu einem Genre zuordenbar sind, aber die Beschreibung selbiger so schwierig machen.

---

<sup>45</sup> Apelt, Otto (Hg.): Platon. Sämtliche Dialoge. Band 7, Hamburg 1993

<sup>46</sup> Kurzmann, Peter und Franz- Peter Burkard (Hg.): dtv- Atlas der Philosophie. München: Deutscher Taschenbuchverlag GmbH & Co. KG 14. Auflage 2009 S.260

<sup>47</sup> Vgl. Russell, Bertrand: „Philosophie des Abendlandes. Im Zusammenhang mit der politischen und sozialen Entwicklung. Die Übertragung aus dem Englischen von Elisabeth Fischer- Wernecke. Wien: Europaverlag 9. Auflage 2000 S. 142

<sup>48</sup> Krämer, Hans: Die Idee des Guten. Sonnen und Lichtgleichnis. Buch IV 504a-511e. In: Höffe Otfried (Hg.): Platon. Politeia. Klassiker Auslegen. Band 7. Berlin: Akademie Verlag GmbH 2011 S. 537

### 1.2.3.2 Antike Mythologie

Auch das „Goldene Zeitalter“ aus der antiken Mythologie wird immer wieder als utopisch bezeichnet. Liest man jedoch Thomas Schöderles<sup>49</sup> „Geschichte der Utopie“ oder auch Andreas Heyers „Sozialutopien der Neuzeit“<sup>50</sup>, so erfährt man von einer gegensätzlichen Meinung. Auch diese beiden Autoren sind, da sie ihre Werke im utopischen Diskurs und der damit verbundenen Utopieforschung verfassen, natürlich vorab bemüht, generell das Genre der Utopie zu fassen. Heyer geht hier insofern mit Schöderle konform, als er Utopie abgegrenzt von Mythen, Fabeln und auch religiösen Texten sieht. Er tut dies im Rahmen der Erarbeitung seiner Bibliographie zur Forschungsliteratur und begründet sein Vorgehen wie folgt:

Erst unter der Bedingung eines enger gefassten, auf die Struktur der Utopia des Thomas Morus zurückgehenden Utopiebegriffs konnte angesichts der ansonsten kaum zu bewältigenden Stoffmassen sinnvoll ein Projekt wie das hier vorgelegte in Angriff genommen werden.<sup>51</sup>

Schöderle wird bei der Erläuterung seiner Auffassung jedoch genauer und begründet anhand konkreter Beispiele.

Während Mythen die Welt als unabänderliches Schicksal hinnehmen, entwirft Morus das Bild einer rationalen, soziopolitischen Welt, die, weil menschlich gemacht, auch menschlich veränderbar erscheint.<sup>52</sup>

Laut Schöderle könnte der Mythos vom Goldenen Zeitalter, und damit schließt er sämtliche Schöpfungsmymen mit ein, als „Vorform utopischen Denkens“<sup>53</sup> bezeichnet werden. Das macht er daran fest, dass sie ebenso einer kritischen Einstellung gegenüber den zeitgenössischen Realitäten entspringt. Weiters, so liest man, findet man sowohl in den Darstellungen von gerechten und glücklichen Lebenswelten als auch den vielerorts beschriebenen Motiven, wie der freigiebigen Natur, dem Fehlen von Privateigentum oder der Vorstellung des Gleichheitsprinzips, eine inhaltliche Nähe zum Genre der Utopie, jedoch soll es gravierende Unterschiede geben. Als wesentlicher Punkt findet sich in dem zuletzt angeführten Zitat schon der erste Aspekt, der einen Ausschluss aus dem Genre der utopischen Literatur mit sich bringen soll,

---

<sup>49</sup> SCHÖDERLE (s. Anm. S.8)

<sup>50</sup> Heyer, Andreas: Sozialutopien der Neuzeit. Bibliographisches Handbuch. Bibliographie der Forschungsliteratur. Band 1. Berlin: Lit. Verlag Dr. W. Hopf 2008

<sup>51</sup> Ebenda S.5

<sup>52</sup> SCHÖDERLE (s. Anm. S.8) S.52

<sup>53</sup> Ebenda S.52

nämlich dass der Mensch sowohl in der Mythologie als auch in der Heiligen Schrift sein Schicksal als unabänderlich hinnimmt; die Götter haben, bzw. Gott der Schöpfer hat die Fäden in der Hand. Weiters wird noch darauf verwiesen, dass der Mythos sein Ideal in die Vergangenheit projiziere, die Utopie jedoch nach vorne gerichtet sei.<sup>54</sup> Dem ersten Argument möchte ich gleich an dieser Stelle widersprechen und dafür auf einen Aufsatz von Jürgen Ebach verweisen, der der Utopie in der Bibel gewidmet ist.<sup>55</sup> Ebach verweist darauf, dass in der Genesis zu lesen ist, der Mensch sei nach dem Ebenbild Gottes geschaffen und dazu angehalten zu herrschen.<sup>56</sup> Die Bibel erzählt also von Menschen, die genau beobachten, was vor sich geht, und sich dann doch mit dem, was ist, nicht einfach abfinden, sondern sich von Gottes Worten inspirieren lassen. Sie wissen über sich und ihre Fähigkeiten Bescheid, wachsen über sich hinaus, arbeiten und hoffen. Man kann also nach Ebach nicht unbedingt von der Passivität des hilflosen und nicht zur Veränderung fähigen Menschen in der Bibel sprechen. Den größten Unterschied sieht Schöderle aber wahrscheinlich darin, dass der Mythos sein Ideal stets in die Vergangenheit projiziert.

Der Rekurs auf eine ideale Vorzeit beschwört vereinfacht gesagt, den archaischen Traum vom ursprünglichen Glück der Menschheit, bei dem Arbeit nicht vonnöten war, um der Natur ihre Schätze abzurufen. Die Flucht in die idealisierte Urzeit entspricht einer schlichten Überhöhung des Vergangenen. Morus' Utopia aber ist nicht rückwärts, sondern als Anstoß zu künftiger Besserung nach vorne gerichtet.<sup>57</sup>

Neben diesem Ausschlusskriterium der Rückwärtsprojektion wird im Text auch der fehlende Appell an die menschliche Vernunft angeführt, der sowohl bei Morus als auch in anderen Utopien deutlich wird. Darauf spielt auch das erste Schöderle - Zitat an, das angeführt wurde. Der Mensch träumt zwar von einem Idealzustand, die mögliche konkrete Verwirklichung wird jedoch nicht thematisiert. Geschieht das denn in sämtlichen utopischen Texten? Oder besser gesagt, ist das wirklich ein bedingendes Kriterium? Größere Schwierigkeiten für eine Zuordnung zum Genre der Utopie, so meint auch Schöderle, stellt dagegen die Rückwärtsprojektion dar. Damit rückt er auch Verfassungs- und Gesellschaftsmodelle des Plutarch, etwa „Leben des

---

<sup>54</sup> SCHÖDERLE (s. Anm. S.8) S.52

<sup>55</sup> Ebach, Jürgen: Weil das was ist nicht alles ist.

[http://www.viaduk.de/fileadmin/userfiles/users/17/Theologisches\\_Forum\\_Vortrag\\_Prof\\_Ebach\\_3.3.08.pdf](http://www.viaduk.de/fileadmin/userfiles/users/17/Theologisches_Forum_Vortrag_Prof_Ebach_3.3.08.pdf)

<sup>56</sup> Vgl. EBACH (s. Anm. S.20) S.2

<sup>57</sup> SCHÖDERLE (s. Anm. S.8) S.52

Lykurgos“, in eine Grauzone zwischen Utopie und „Vorutopie“. Man sollte die Rückwärtsprojektion nicht vorschnell als Ausschlusskriterium für das Utopische abtun und sich besser aus einem anderen Blickwinkel annähern. Das in die Vergangenheit projizierte Ideal findet sich ausnahmslos in allen religiösen Utopien, die bei einer Annäherung an den Begriff nicht vorschnell außer Acht gelassen werden sollten.

### 1.2.3.3 Utopie und Religion

Es stellt sich die Frage: Kann eventuell jede Form einer religiösen Vorstellung vom Jenseits als Utopie und dem gegenüber die Darstellung von Hölle oder Fegefeuer als Dystopie, also als Gegen - Utopie betrachtet werden? Es mag einen gewissen Vorteil mit sich bringen, bei Mythen und religiösen Texten eine klare Grenze zum Genre zu ziehen, schon alleine aus diesem Grund macht die Sichtweise von Schöderle und Heyer Sinn. Diese Meinung ist jedoch nicht dominant vertreten. Auch der als Utopie-Marker zu bezeichnende Aspekt der Hoffnung auf zukünftige Besserung lässt sich hier finden. Der Gedanke des verlorenen Idealzustandes findet sich in der christlichen Vorstellung, dass der Mensch einst im Paradies lebte, jedoch von dort vertrieben wurde und nicht mehr zurück kann. Die Unmöglichkeit der Rückkehr bedingt die Hoffnung auf die Zukunft. Ich möchte an dieser Stelle den Gedanken wieder aufgreifen, der im Zusammenhang mit der Argumentation mit Bloch, in Bezug auf die Zukunftsorientiertheit des utopischen Gedankenmodus bereits angesprochen wurde. Die Utopie funktioniert nicht ohne den Wunsch auf Heilung, nicht ohne das Scheitern beim Versuch einer Zurückführung in die Vergangenheit (z.B. das christliche Paradies), denn genau dieses Scheitern, das Erkennen der Unüberwindbarkeit richtet den Blick auf die Zukunft, mit der die Utopie zum Leben erweckt wird. Die Möglichkeit eines Ideals, auch wenn dieses in einer nicht ganz „weltlichen“ Zeit liegt, fungiert also als Legitimation des Wunsches auf ein Ideal. So betrachtet ist der Vergangenheitsaspekt Teil der, der Utopie zugrundeliegenden Logik, wenn dieser auch nur den Auslöser des utopischen Denkens darstellt. In dem Aufsatz von Jürgen Ebach wird also die Meinung vertreten, dass die Heilige Schrift durchaus als utopisch betrachtet werden kann.

Freilich: Über Utopien und Utopie in der Bibel zu sprechen hieße über die ganze Bibel zu sprechen. Sie lebt buchstäblich von der ersten bis zur letzten Seite von dem, was noch nicht ist und was doch sein soll, sein kann und sein wird. Das erste Kapitel handelt von der Schöp-



fung. Aber die Welt, die da in den Blick kommt, ist nicht die vorfindliche Welt, ist nicht die Welt, wie sie nun einmal ist.<sup>58</sup>

Die Schaffung des Menschen nach Gottes Abbild<sup>59</sup> in 1 Mose 1, die Schaffung des Menschen, also der Männer und Frauen, verschiedener Hautfarben ohne Obrigkeiten und Klassen, die gleiche Würde aller: Das ist das Utopische im ersten Kapitel der Schrift, meint Ebach, denn der Aspekt der Gleichheit begegnet einem sehr oft in utopischen Schriften (und bringt als Vergleich Morus ins Spiel - wie auch anderorts, wenn es um Utopieforschung geht, darf und kann Morus sichtlich nicht fehlen.) Neben der Gleichheit wird auch der Aspekt des Friedens herausgearbeitet, hier mit dem Beispiel aus dem Jesajabuch (11,6-65,25), beide Aspekte liegen im Bereich einer erinnerten Vergangenheit und einer erhofften Zukunft und bestreiten somit die Realität.

Auch die Johannesoffenbarung ist ein utopisches Buch. Sie ist kein Fahrplan der Weltgeschichte, als der sie immer wieder gelesen wurde ... An ihrem Ende steht die große Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, Hoffnung und Trost für die, die unter den gegebenen Verhältnissen des römischen Reiches leiden.<sup>60</sup>

Der dritte Aspekt, der in diesem Vortrag angesprochen wird und auf das Utopische verweisen soll, ist die Hoffnung, im Hinblick auf die Bibel, die Hoffnung auf das Kommen des Messias. Als Beispiel zur Untermauerung wird eine jüdische Parabel herangezogen und ein Vergleich mit Ernst Bloch hergestellt, der, wie bereits des Öfteren erwähnt, die Hoffnung zum Prinzip macht. Ebach zitiert, wie ich das auch bereits getan habe, die letzten drei Sätze aus dem „Prinzip Hoffnung“, die sich, wie er meint, nicht auf den Zusammenhang von Utopie und Bibel beziehen und doch darauf beziehbar sind. Zur Veranschaulichung noch einmal die Zeilen Blochs und im Anschluss der Kommentar von Ebach.

Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel aber ist der arbeitende schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfasst und das seine ohne Entäußerung und Entfremdung in reale De-

---

<sup>58</sup> EBACH (s. Anm. S.20) S.2

<sup>59</sup> Ebenda S.2

<sup>60</sup> Ebenda S.3

mokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in der Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.<sup>61</sup>

So zieht nun Ebach die Parallele zur Heiligen Schrift:

Von ihrer ersten Wendung („Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang sondern am Ende“) bis hin zum letzten Wort („Heimat“) lässt sich diese Schlusspassage des „Prinzip Hoffnung“ auf biblisches Denken, auf Erinnern und Eindenken, auf Hoffen und Erwarten beziehen... An die Relation von Ursprung und Ziel wäre zu erinnern, die in der Bibel die ersten und die letzten Kapitel zusammenschließt und mit ihnen Schöpfung und Eschatologie.<sup>62</sup>

Ob nun die Bibel als utopisch betrachtet werden soll oder auch nicht, bleibt umstritten. Natürlich bringt es eine Erschwerung, was die Eingrenzung des Utopischen betrifft, hält man die Grenze zu religiösen Schriften offen. Jedoch scheint es nicht plausibel, den Schnitt zu Mythen und religiösen Texten so klar zu vollziehen, wie das etwa Thomas Schöderle tut.

#### 1.2.3.4 Das Märchen vom Schlaraffenland

Als an Paradiesdarstellungen angelehnt gilt die mittelalterliche Schrift über das Schlaraffenland. Abgesehen von den Mythen über Barbarossa, der aus dem Inneren des Berges Kyffhäuser zurückkehren wird, bietet das Mittelalter kaum utopisch funktionierende Texte.

*„Mit dem Auftreten des Christentums als die zentrale geistige Kraft des Mittelalters wird der Entwurf utopischer Modelle – zumindest der kirchenoffiziellen Lesart zufolge – weitgehend obsolet. Die Heilsgeschichte verlagert das ungestörte Glück ins metaphysische Jenseits.“<sup>63</sup>*

Augustinus hat in diesem Sinne in seinem „Gottesstaat“<sup>64</sup> verdeutlicht, dass jeglicher Wunsch auf Vollkommenheit im Hier und Jetzt irrelevant sei, da der vollkommene Staat nicht die „Civitas Terrena“, sondern der Gottesstaat sei.

<sup>61</sup> Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung. Band 5/ Kapitel 43-55. Frankfurt: Suhrkamp 9. Auflage 2009 S. 1628

<sup>62</sup> EBACH (s. Anm. S.20) S.9

<sup>63</sup> SCHÖDERLE (s. Anm. S.8) S.57

<sup>64</sup> Augustinus, Aurelius: Vom Gottesstaat (de civitate dei) Band 2 Buch 11-22. Zürich: Deutscher Taschenbuchverlag GmbH & Co. KG 1977

Indes, sehen wir genauer zu, lebt nur der Glückselige, wie er will, und ist nur der Gerechte glücklich. Doch auch der Gerechte lebt nicht, wie er will, wenn er nicht dahin gelangt, wo es keinen Tod, keinen Irrtum und keine Nöte mehr gibt und er gewiß sein kann, daß es immer so bleiben wird. Denn danach verlangt die Natur, und nur durch Befriedigung dieses Verlangens kann sie völlig und restlos glücklich werden.<sup>65</sup>

Verbreitet ist der Terminus der Eschatologie, der in gewisser Weise zum zentralen Begriff für Zukunftsvisionen im Mittelalter wird, sich jedoch von der Utopie unterscheiden lässt.

„Während Utopien also stets über irdisch-menschliche, mithin innerweltliche Fiktionen verfügen, folgt die eschatologische Logik in letzter Instanz dem Diktum Jesu: ‚mein Königtum ist nicht von dieser Welt‘ (Joh. 18,36).“<sup>66</sup>

Seit dem Sündenfall ist die Welt stets in zwei Staaten zerfallen: Der eine, Gott zur Seite, wird ewig herrschen, der andere mit Satan, wird ein reich ewiger Pein sein.<sup>67</sup>

Auch das „Schlaraffenland“ gilt als Märchen, nicht als Utopie. Dennoch lassen sich auch hier utopische Züge ausmachen. Das christliche Paradies gilt als die Hauptquelle des Schlaraffenlandes. Es handelt sich hierbei um einen fiktiven Ort aus diversen Märchen, in dem alles im Überfluss vorhanden ist. Es gibt Ausbildungen eigenständiger literarischer Traditionen in verschiedenen Volkssprachen. In England festigt sich der Name „Lubberland“, dem ähnlich setzt sich in den Niederlanden die Bezeichnung „Luilekkerland“ durch; diese beiden Namen tragen metaphorisch das Überangebot an leckeren Speisen in sich<sup>68</sup>. Die deutsche Bezeichnung „Schlaraffenland“ soll sich von dem mhd. Wort sluren, slüdern, gleichzusetzen mit schludern, faulenz, ableiten lassen. Slur (Faulenzer) verbunden mit Affe ergibt Sluraffe.<sup>69</sup> Es handelt sich also dem Namen nach um das Land der Faulen. Das Wort Schlaraffenland findet sich erstmals belegt in Heinrich Wittenwilers Dichtung „Der Ring“, einem um 1408 in Konstanz entstandenen satirischen Werk. Hier erfährt der Leser, so

<sup>65</sup> AUGUSTINUS (s. Anm. S23) S.205-206

<sup>66</sup> SCHÖDERLE (s. Anm. S.8) S.58-59

<sup>67</sup> RUSSEL (s. Anm S. 18) S.373

<sup>68</sup> Vgl. Gilomen, Hans-Jörg: Das Schlaraffenland und andere Utopien im Mittelalter. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 104, 2004, S.213-248 Onlineversion:

[http://www.academia.edu/3402739/Das\\_Schlaraffenland\\_und\\_andere\\_Utopien\\_im\\_Mittelalter](http://www.academia.edu/3402739/Das_Schlaraffenland_und_andere_Utopien_im_Mittelalter) S.3

<sup>69</sup> Vgl. Ebenda S.4

schreibt Gilomen, von einer verkehrten Welt.<sup>70</sup> Das Motiv des Landes, in dem Milch und Honig fließen, taucht in der Malerei und in der Literatur unzählige Male auf. 1494 wird es von dem Humanisten Sebastian Brant aufgegriffen und als Parodie auf Paradiesdarstellungen verwendet, um Kritik an dem zunehmend weltlichen Klerus zu üben, er verfasst sein „Narrenschiff“. Es stellt in gewisser Weise eine Abkehr von der mittelalterlichen Sicht der Welt, als ein Reich in dem die Glückseligkeit nicht erreicht werden kann dar.

Eine völlige Veränderung des Standpunktes, wenn jetzt die Welt dem Sittenprediger bloß als ein großes Narrenreich erscheint. Es verrät, dass dieser Standpunkt nicht mehr der Himmel ist, den wir verloren haben, um uns eine Hölle zu schaffen, sondern ein irdisches Paradies, das wir uns erringen könnten, wenn- wir nicht solche Narren wären. Die einzige große Hilfe hierzu bietet nun das Allheilmittel des neuen humanistischen Geistes: Die Weisheit.<sup>71</sup>

Bloch bezeichnet das Märchen vom Schlaraffenland in seinem „Prinzip Hoffnung“ jedoch als Gegen-Utopie, er meint, der soziale Wunschtraum sei ins Lächerliche gezogen.

„...ein Gemisch aus Verbrechen und Posse; seine „Natur“ selber hat keinen Boden, außer dem des Wolkendunsts“<sup>72</sup>

Für Bloch erlangt es keinen utopischen Status. Das liegt nicht etwa an der Unrealisierbarkeit, wie man annehmen könnte, es liegt vielmehr an der Form der Posse oder aber auch an dem Motiv der verkehrten Welt. Doch spielt auch Morus mit satirischen Elementen, wie etwa der Namensgebung. Das Hauptmotiv des Schlaraffenlandes, das ein jeder kennt, ist wohl der Gedanke des Überflusses. Deutet man dies in Hinblick auf die verkehrte Welt, ist die Vorstellung von Schlaraffenland vielleicht bloß eine Vision, bedingt durch die vielen Hungersnöte zur Zeit des Mittelalters. Es fehlt die direkte und formulierte Kritik an den vorherrschenden Verhältnissen. Gilomen ist sogar der Ansicht, dass es genau das Gegenteil davon ist.

In dieser didaktischen Funktion ist Schlaraffia gerade nicht kompensatorisch, ist nicht eine Vision des Überflusses angesichts des Hungers, ist nicht Kritik an einer Mangelgesellschaft oder

<sup>70</sup> GILOMEN (s. Anm. S.24) S.4

<sup>71</sup> Borinski, Karl: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Band 1. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft Jahr o.A. S. 366

<sup>72</sup> BLOCH: Das Prinzip Hoffnung (s. Anm. S.23) S.1569

mentale Flucht aus ihr heraus, sondern es dient im Gegenteil der Erhaltung der herrschenden Zustände, indem es satirisch ein moralisches Schreckbild entwirft, welche Auswüchse eine andere, eine verkehrte Welt, in der nicht Arbeit, sondern Faulenzertum belohnt würde, eben eine närrische Welt ...<sup>73</sup>

Die Geschichte vom Schlaraffenland ist also nicht vorrangig als utopische Literatur zu betrachten, jedoch eröffnet sie im Rahmen dieser Arbeit einen weiteren Blickwinkel, als sie sich eventuell als Dystopie bezeichnen lässt. Diese Bezeichnung wird wiederkehrend als Gegenbegriff der Utopie gebraucht.

#### 1.2.4 Die Dystopie

Der Dystopie, die auch negative- oder Anti-Utopie genannt wird, ist sogar ihr eigenes literarisches Genre gewidmet, das jedoch laut Gregory Claeys `Ideale Welten, die Geschichte der Utopie` erst im späten 19 Jh. datiert ist. Bei Claeys heißt es:

Sie waren im Allgemeinen eine Antwort auf die entstehende sozialistische Bewegung seit der Mitte der 1880er Jahre, aber sie übernahmen auch Themen des Sozialdarwinismus und besonders die Auswirkungen der Eugenik<sup>74</sup>

Es werden Romane wie „Die Zeitmaschine“ (1895), „Die Insel des Dr. Moreau“ (1896), „Wenn der Schläfer erwacht“ (1899) genannt. Das überrascht, denn bei genauerer Betrachtung dieser Aufzählung ließe sich etwa, wie bereits erwähnt, das Märchen vom Schlaraffenland als Dystopie bezeichnen, so wie sämtliche Darstellungen von Hölle und Fegefeuer, aber auch sehr viele Visionen einer zukünftigen Apokalypse. Weiters denke man an Parodien auf politische Zielsetzungen, wie etwa „Gullivers Reisen“. All diese können doch als Warnungen vor dem Zusammenbruch aufgefasst werden und somit als Dystopie gelten. Warum datiert Claeys die Dystopie also erst so spät? Handelt es sich eventuell insofern um ein Missverständnis, weil Claeys explizit von einem eigenen Genre spricht, wobei bei meiner Betrachtung das Negativbeispiel (also die Dystopie) immer in engem Zusammenhang mit der Utopie steht, beziehungsweise als ein Teil der Utopie, ihren Zweck erfüllt, indem sie als Baustein der utopischen Logik agiert.

<sup>73</sup> GILOMEN (s. Anm. S.25) S. 22-23

<sup>74</sup> Claeys, Gregory: Ideale Welten. Die Geschichte der Utopie. Stuttgart: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011 S.175

Zur Erklärung: Die Vorstellungen von Hölle und Fegefeuer existieren innerhalb der Vorstellung von Erlösung und himmlischem Paradies und bilden mit der irdischen Gegenwart zusammen den dreifachen Sinn, welcher der Utopie anhaftet. Dreifach aus zwei verschiedene Perspektiven:

Einerseits: Vergangenheit (ideal, aber verloren) – Gegenwart (als widrig empfunden) – Zukunft(Hoffnung auf Besserung)

Andererseits: „ideal“ – „real“ (schwarz, weiß und grau; nicht alles ist schlecht, einiges ganz gut, vieles liegt dazwischen) – „katastrophal“

Bei dem Versuch, den Gegenbegriff des Adjektivs „ideal“ zu finden, wird deutlich, dass sowohl der Begriff „schlecht“ als auch „katastrophal“ nicht wirklich im Stande ist auszudrücken, dass es sich um die allerschlechtesten Ausprägung handelt, die schlimmer und schlechter nicht mehr sein könnte. Bei dem Wort „ideal“ schwingt genau diese Bedeutung der Unverbesserbarkeit mit. Utopie, bzw. die utopische Logik, verbindet die drei zuvor angeführten Bereiche in einem Gedankenmodus. Demnach wäre die Darstellung der gänzlich negativen Form (die Dystopie) nur ein Teil der Utopie. Die Gattung der utopischen Literatur könnte also inhaltlich sowohl im Idealszustand, als auch in der Katastrophe enden, der Gedankenmodus bliebe in beiden Fällen ein utopischer. Dass die Dystopie von Claeys als eigenes Genre bezeichnet wird, das seinen Aufschwung erst im späten 19. Jh. hat, widerspricht also nicht dem Vorkommen dystopischer Vorstellungen im Rahmen der frühen, speziell der mystischen Utopien. Vielmehr weist diese Behauptung darauf hin, dass sich aus der Textgattung der Utopie eine Untergruppe herauskristallisiert hat, die sich speziell dem Aufzeigen der möglicherweise in einer Katastrophe endenden Missstände verschrieben hat. Bei Hiltrud Gnüg, die hier keine so strenge Trennung vornimmt, wie es etwa Claeys tut, liest man:

Was in einer geschichtlichen Phase als Freiheit, Befreiung gelten konnte, kann in einer späteren Phase zum Sozialdarwinismus verkommen, der seinen Egoismus gegen andere Gruppen durchsetzt. Erst die bürgerliche Philosophie Kants und des bürgerlichen Idealismus entwarf am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jh. den Gedanken des freien Individuums, das sich seiner Freiheit und Individualität bewusst ist. Das Freie, selbstbewusste Subjekt als Eckstein eines Staates der Freiheit...<sup>75</sup>

---

<sup>75</sup> Gnüg, Hiltrud: Utopie und utopischer Roman. Stuttgart: Reclam 1999 S.16

Interessant ist der Gedanke, vergangene Entwürfe einer idealen Gesellschaftsordnung auf ihre Vorbehalte hin zu betrachten. Die einstige Utopie wird also zum Missstand. Genau das passiert in den meisten von Claeys als Dystopie bezeichneten Werken, die etwa das Gleichheitsprinzip oder den technischen Zukunftsoptimismus dahingehend verwenden, um sich deren Gefahren und negative Auswüchse auszumalen. So ließen sich auch technologische oder gentechnische Zukunftspantasien gerade in der heutigen Gegenwart auf ihre oft überaus erschreckende Kehrseite hin betrachten. Man denke an eine Welt, in der die menschliche Arbeitskraft überflüssig wird, oder eine Welt, in der jeder über die Haar- und Augenfarbe seines Kindes im Gläschen selbst entscheiden kann. Es mag auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, zu den utopischen Texten auch jene zu zählen, die ein sehr düsteres Zukunftsbild entwerfen. Doch genau genommen hat sich hier nur der Blickwinkel verschoben, bzw. ist der Akzent ein anderer. Denn so wie die klassische Form der Utopie auch die eigene Zeit angreift und dem gegenüber das Ideal ausmalt, so wenden sich auch die Negativutopien oder Dystopien oft satirisch gegen die eigene Zeit, und zwar von dem Standpunkt eines schlecht ausgeführten Konzepts einer besseren Gesellschaftsform ausgehend. Es werden also nicht nur die gegenwärtig existierenden Probleme thematisiert, sondern bereits das mit verteufelt, was sich zukünftig ergibt, wenn man der utopischen Vorstellung einer besseren Welt in eine falsche Richtung folgt. Der Aspekt des in die Zukunft Hoffens, den man bei Bloch findet und der immer wieder zum Utopiemarker wird, findet sich hier auch, nur eben in umgekehrter Form. Es handelt sich hier also durch und durch um utopische Literatur, nur eben in verkehrter Form! Parodien auf menschliche Zielsetzungen begegnen uns auch bereits in Gullivers Reisen (1726) oder auch in Grimmelshausens Simplicissimus. (1668).

Volker Meid schreibt dazu Folgendes:

... jetzt nämlich wird die Gesellschaft in die Moralsatire einbezogen, gibt der Roman (...) ein verwirrtes ungestaltetes Muster der heut verwirrten ungestalteten Welt, um sie von ihrer verwirrten ungestalt und ungestalteten Verwirrung abzuführen abzuexieren. Dabei werden dem beklagenswerten Weltzustand Bilder einer besseren Ordnung der Dinge gegenüber entgegengesetzt. Gegenbilder die aber ihrerseits in satirischer Weise behandelt werden können.<sup>76</sup>

---

<sup>76</sup> Meid, Volker: Utopie und Satire in Grimmelshausens Simplicissimus. In: Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. Band 2 Stuttgart: Suhrkamp Taschenbuch 1985 S. 252

Meid geht davon aus, dass besonders diese Gegenbilder, in ihrer Form dystopisch - also ein „Negativ“ beschreibend, als utopisch aufgefasst werden können. Er meint aber auch, und was das betrifft schließt er sich Rolf Tarot an, dass für die Großzahl der damaligen Leser, damit spielt er speziell auf die Theologen an, die den Roman auf den Index der verbotenen Bücher setzten, die satirische Methode Grimmelshausens zu subtil gewesen sei.<sup>77</sup>

Die Rezeption des Romans in der Literaturwissenschaft, fährt Rolf Tarot fort, sei eine einzige Folge von Mißverständnissen gewesen, und er schließt sicherlich wohl überlegt, mit der Bemerkung, daß dieser satirische Roman überdies einmal mehr beweise (...) most satirists have been consevatives.<sup>78</sup>

Sie erscheint äußerst subtil diese Verschiebung der Perspektive, dieser Versuch, aus dem dargestellten Gegenteil ein Ideal zu präsentieren. Volker Meid verwendet hierfür den Begriff der utopischen Gegenbilder und meint, der Simplicissimus sei kein utopischer Roman, gehöre aber zu jenen Werken, in denen episodenhafte Berichte von utopischen Gesellschaften oder utopischen Plänen erscheinen. Interessant ist, dass bei Meid ganz explizit angesprochen wird, was zuvor bei Hiltrud Gnüg herausgearbeitet wurde und was bei Claeys fehlt. Daran erkennt man, dass auch das satirische Stellungnehmen zu Beispielen aus der Geschichte des utopischen Denkens auf die Lösung der gesellschaftlichen Probleme abzielt, also als Utopie zu verstehen ist, jedoch in einem andere Stil, besser gesagt in einem verkehrten.

Doch bezieht man den Zusammenhang von Utopie und Satire ein, dann enthalten die utopischen Entwürfe einen Sinn, der unabhängig von der Möglichkeit der Verwirklichung in ihrer Gegenbildfunktion besteht.<sup>79</sup>

Der Gedanke der verkehrten Utopie lässt sich mit der Annahme von Sigmund Freud vergleichen, der behauptet, alle Träume seien Wunschträume, auch die, die man Alpträume nennt, diese würden nur in umgekehrter Form auftreten. Einen weiteren überaus spannenden Artikel schreibt Jürgen Schlaeger, der sich der Robinsonade widmet und darin in einem funktionalen Zusammenhang die Gemeinsamkeit zwischen den doch so unterschiedlich scheinenden literarischen Gattungen, nämlich klassischer Utopie und Robinsonade, zu finden glaubt. Der Artikel startet mit der Ge-

<sup>77</sup> MEID (s. Anm. S.28) S.249

<sup>78</sup> Ebenda S.249

<sup>79</sup> Ebenda S.263



genüberstellung dieser beiden literarischen Formen, die doch so gegensätzlich sind. Diese Kontrastierung führt sehr schnell zu einem funktionellen Zusammenhang.

D.h. der Robinson Crusoe hebt die Utopie als eine Gattung in sich auf, die ihres Wertes als Medium des „Selbstverständnisses im Gegenbild“ verlustig zu gehen drohte und verankert ihr Idealisierungspotential in einer Empirie,...<sup>80</sup>

In andern Worten, auch hier findet sich das Utopische in einer radikal satirischen Stellungnahme auf vergangene utopische Ideale, die als Negativbeispiel fungieren. Schlaeger spricht wörtlich von einer „Reintegration von Utopischem“ in das Robinsonaden Modell.

Die Leichtigkeit und die Häufigkeit, mit der in solchen Texten Konstruktionselemente und Vorstellungstopoi der klassischen Utopie eingearbeitet werden, scheint mir ein untrügliches Zeichen für das Vorhandensein von funktionalen Zusammenhängen zu sein...<sup>81</sup>

Interpretiere man den Text „richtig“, so meint Schlaeger, so liest man ihn als Aufruf gegen eine Sättigung mit Empirie, denn darin stecke die in ihm verborgene Idealisierungsleitung – erreicht durch eine Umkehr ins Gegenteil.<sup>82</sup> Alles in allem lässt sich also sagen, dass, was auf den ersten Blick quasi als Gegenstück der Utopie scheint oder gar die Vorstellungen satirisch ins Lächerliche zieht, die in vergangener Zeit als ideal angestrebt wurden, oft der selben inneren Logik folgt, dem selben Zusammenspiel von Zukunftsvision, Revolution und Hoffnung. Hier wird genau genommen die Zukunftsorientiertheit auch rückwirkend als Auslöser verwendet. Findet man in klassischen Utopien den Anstoß zur Handlungsnotwendigkeit eher in der Gegenwart, so muss in dieser Sonderform der Utopie erst das Unheil in die Zukunft projiziert werden, da die verheerenden Folgen der gegenwärtigen Entwicklungen, vielleicht durch Glanz des Fortschritts, ausgeblendet worden sind. Es befinden sich also sowohl der angestrebte Zustand, der nur implizit mitschwingt, als auch die drohende Katastrophe in der Zukunft. Die Zukunftsvision malt also zuvor schwarz, um den Auslöser zu bil-

---

<sup>80</sup> Schlaeger, Jürgen: Die Robinsonade als frühbürgerliche Eutopia. In: Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. Band 2 Stuttgart: Shurkamp Taschenbuch 1985 S.280

<sup>81</sup> SCHLAEGER (s. Anm. S.30) S.280

<sup>82</sup> Vgl. Ebenda S. 281

den, oder besser gesagt den Handlungsbedarf zu legitimieren, um auf eine bessere Zukunft zu hoffen.

### 1.3 Resümee des begriffsanalytischen Teils der Arbeit

Die Breite des Genres ist, wie sich zeigt, verwirrend groß. Die Liste an Werken, die als Utopie gelten, führt von positiven Idealen von Gesellschaften, aber auch ihren negativen Gegensätzen, als Dystopie bezeichnet, über verschiedene Mythen des Paradieses, des Goldenen Zeitalters, Geschichten von entdeckten Inseln, bis hin zu geplanten Verfassungen und Musterstädten und den verschiedensten Mustern besserer Lebensbedingungen für die Gesellschaft. Es ist jedoch in gewisser Weise notwendig, die Verwendung des Begriffes einzuschränken, um einen Bedeutungsverlust zu verhindern. Bei den meisten Autoren der Utopieforschung geschieht das durch den Vergleich mit dem Werk von Thomas Morus. Aber auch Platons Politeia oder die in mehreren Dialogen Platons erwähnte Insel *Atlantis*<sup>83</sup> gelten als Archetypen der idealisierten Gesellschaft. In diesen Werken lässt sich eine realistische Ader im utopischen Denken festmachen, die sich in der Beschreibung utopischer Texte scheinbar festgesetzt hat. Jedoch nicht ausnahmslos, denn die Meinungen, ob diese prinzipielle Realisierbarkeit ein wesentliches Kriterium darstellt, wird verschieden beantwortet, Bloch etwa kümmert sich gar nicht um solche den Inhalt des Textes betreffenden Kriterien. Ernst Bloch legt den Fokus auf ein formales Prinzip, das die Spitze seiner Theorie bildet, was ihm ermöglicht, ohne inhaltliche Kriterien, die zeit- und kulturabhängig und generell sehr wandelbar sind, zu beschreiben, was Utopie ausmacht: nämlich eine inhärente, formale Logik, die einem obersten Prinzip folgt, dem Prinzip „Hoffnung“. Was findet man als Richtwert bei Morus? Die Gesellschaftsform, die im zweiten Teil von „Utopia“ beschrieben wird, ist in Wirklichkeit keine perfekte Gesellschaft, jedoch ist es eine radikal verbesserte Gesellschaft. Dies ist sie vor allem durch Gleichheit und gemeinsamen Besitz, aber auch durch Bildung. Das gemeinsame Leben der Bürger wird nicht als unglaubwürdig oder unrealistisch beschrieben, jedoch auch nicht als perfekt. Die Möglichkeit, diese dargestellte Gesellschaft tatsächlich zu planen und umzusetzen, wird in der Erzählung immer wieder mit Elementen von Zweifel zerstört, bzw. zumindest in Frage gestellt. Damit sind etwa die satirischen Elemente, wie den Namen des Reisenden, Hytholoday (der griechische Name

---

<sup>83</sup> APELT (s. Anm. S.18) S.4126

verweist auf einen Unsinn - Erzähler) gemeint. Sozialkritik wird in „Utopia“ zweifellos geäußert. Der unmittelbare Auslöser war wohl die Vertreibung unzähliger Bauern von ihren Höfen und die dadurch steigende Armut, welche die Menschen in die Kriminalität trieb, die im Gegenzug von den Reichen auf grausame Weise bestraft wurde. Dieser Auslöser wird auch explizit im Werk genannt. Utopismus, folgt man dem Vorbild von Morus, bedeutet also in Anbetracht des sozialen Niedergangs durch eine neue Organisation des Staates und der Gemeinschaft, Verfassungen zu erstellen, die der Gesellschaft zur Besserung verhelfen. Es soll aber dem Begriff der Utopie, losgelöst von dem Werk des Thomas Morus, sein eigener Raum zugestanden werden, denn er ist alleine durch die Fülle an unterschiedlicher Ausgestaltung sehr vielschichtig und bunt. Ich möchte nun noch einen Autor ins Spiel bringen, der sich dem Utopischen gewidmet hat. Ferdinand Seibt schreibt einen Artikel in der Historischen Zeitschrift, in welchem er um eine möglichst vielschichtige Definition des Genres bemüht ist. Er stützt sich dabei auf die Veröffentlichungen verschiedener Autoren und versucht diese in einem Definitionskonzept zu vereinen. Ich will nur auf wenige Stellen aus diesem Artikel eingehen, nämlich auf jene, die neue Ebenen im Hinblick auf die bisher erarbeitete Bandbreite des Genres der Utopie darstellen. Seibt möchte an die Stelle der Literaturgattung der Utopie einen weitgefassten Begriff der Utopie als Staats- und Gesellschaftsplanung setzen, in dem nicht unbedingt nur die Texte, die in bekannter literarischer Verkleidung auftreten, gelten werden, sondern möglicherweise auch nüchterne Staatsprogramme, visionäre Niederschriften oder eifernde Ermahnungen.<sup>84</sup>

„Utopisch ist ein Bewusstsein, das sich mit dem es umgebenden Sein nicht in Deckung befindet“<sup>85</sup>

Seibt zitiert damit Mannheim aus dem Jahr 1929. Das klingt sehr nach der Blochschen Auffassung von dem Bewusstseinszustand des Noch-nicht-Seienden. Weiters zitiert Seibt aber auch Nipperdey 1962, dieser betrachtet in seiner Formulierung nicht vordergründig das Entworfenen, er legt seinen Fokus auf das Entwerfen selbst. Wichtig ist also nicht, was man entwirft, ob die Planung einer Realisierung

<sup>84</sup> Vgl. Seibt, Ferdinand: Utopien im Mittelalter. In: Historische Zeitschrift Band 208. H.3. Juni 1969 pp 555-594 Onlinversion: <http://www.jstor.org/discover> S.2

<sup>85</sup> Ebenda S.3

standhalten kann, oder wie man entwirft, ernsthaft, ironisch, theatralisch oder trocken, wichtig ist, dass man entwirft.

... das man eine Welt aus der Planung zu entwickeln wagt und dabei etwas schafft, das man wohl nicht treffender als mit Nipperdey als „universale Inderdependenz“ der menschlichen Lebensbezüge bezeichnen kann.<sup>86</sup>

Mit „universaler Inderdependenz“ scheint Nipperdey hier eine politische Programmatik zu meinen, die einer der Utopie innewohnenden Ordnung folgt, so deutet Seibt und meint, dass Nipperdey damit die Eigenart des utopischen Entwerfens treffend charakterisiert hat. Auch diese Beschreibung erinnert an Ernst Bloch, denn auch er geht davon aus, dass das Utopische eine ihm innewohnende Logik besitzt, die bei ihm einem obersten Prinzip folgt. Weiter unten im Text liest man, dass in utopischen Texten nicht nur der Staat oder die Gesellschaftsstruktur sich in Richtung eines Ideals verändern, sondern auch der Mensch sich entwickelt. Das geschieht durch die veränderten Lebensbedingungen, unter denen er sich bestmöglich entwickeln kann. Was diesen Gedanken betrifft, folgt Seibt de Gandillas Formulierung einer „totalen Wechselseitigkeit“ aller Lebensbezüge. Bei Thomas Morus „Utopia“ wird sehr wohl auch der Mensch in seiner Veränderung thematisiert. Hier geschieht das im ersten Teil des Werkes, in dem es um die Kritik an den vorherrschenden Lebensbedingungen geht. Morus beschreibt die Parallele zwischen dem finanziellen Verfall des Bauernstandes (auf Grund des Adels) und dem Verfall der Moral. Diese werden förmlich zum Betrügen, Hassen und Stehlen getrieben, was dann wiederum von der anderen Seite grausam bestraft wird.<sup>87</sup> Die Idee, dass eine gute Staatsform auch gute Menschen bedinge und auch das Gegenteil der Fall sei, scheint zumindest bei Morus mitschwingen. Seibt meint die Darstellung von gänzlicher wechselseitig bedingter Vollkommenheit komme einer Vorstellung eines irdischen Paradieses schon sehr nahe.

... und der Utopie eröffnet sich damit ein greifbarer Weg für die alte Sehnsucht zur Überwindung von Jammertal und Sündenfall.<sup>88</sup>

---

<sup>86</sup> SEIBT (s. Anm. S.32) S.3

<sup>87</sup> Vgl. MORUS (s. Anm. S.8) S.31

<sup>88</sup> SEIBT (s. Anm. S.32) S.5

Wenn man nun die erwähnten Erläuterungen des Utopischen dahingehend betrachtet, was für neue Räume des Bestehens von Utopie sich öffnen, so lassen sich zumindest zwei benennen. Nämlich die Aufnahme nüchterner Staats- und Gesellschaftsplanungen in die Debatte und die Gattung der Utopie, Texte, die ohne literarische Verkleidung sind. Die religiösen Paradiesvorstellungen befinden sich ja bereits innerhalb der Diskussion und wurden auch bereits auf ihr Für und Wider im Rahmen der Arbeit thematisiert. Was die Utopie als Gedankenmodus betrifft und nicht deren Ausgestaltung, so würde ich sagen, dass sich auch ein neuer Raum eröffnet hat, der den immer wieder erwähnten Blochschen erweitert. Nämlich durch die Beschreibung des dialektischen Verhältnisses zwischen Utopie und Sein von Karl Mannheim. Die von Nipperdey beschriebene innere Ordnung, die er politische Programmatik nennt, unterscheidet sich jedoch bis auf die Bezeichnung nicht von der Blochschen Theorie und stellt keine Erweiterung dar. Abschließend sollen nun die utopiestiftenden Merkmale, die sich im Diskurs als relativ tragbar erwiesen haben, nochmals, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, knapp aufgelistet sein.

- Den Auslöser einer Utopie stellt eine generelle Unzufriedenheit mit den realen Gegebenheiten innerhalb einer Gesellschaft dar.
- Es existiert die Vision einer Besserung. Hierbei ist nebensächlich, wie das Bild von diesem Ideal entsteht, sei es durch die Vorstellung an eine vergangene Zeit, etwa auch durch eine mystische Vorstellung, oder durch die Imagination einer fernen Insel oder eines fernen Landes, die/das parallel in der Gegenwart ihren/seinen Platz hat und eventuell sogar existiert, oder sei es ein Bild, das rein für die Zukunft geboren wird und auch nur in ihr funktionieren kann.
- Eine Utopie beschreibt nicht zwangsläufig den unangefochtenen und fortwährend gültigen Idealzustand, wie man ihn etwa in Jenseitsverheißungen findet. Sie verbessert konkrete momentane Probleme. Dieser Zustand kann, sollte er tatsächlich erreicht werden, was der Bezeichnung als Utopie nicht widerspricht, durch den Wandel der Zeit seine Idealität verlieren und abermals als veränderungswürdig gelten.
- Es handelt sich bei der Utopie um einen Gedankenmodus, der sich der menschlichen Vernunft bedient und den Geist der Revolution in sich trägt.
- Die Utopie folgt einer ihr zugrundeliegenden Logik, ihr Funktionieren wird nicht an der realen Realisierbarkeit gemessen.

## 2 Das Werk Eberlins „Die 15 Bundesgenossen“

Es soll nun in dem Teil der Arbeit, der sich der Analyse der Prosa von Günzburg widmet, zu einem Herausarbeiten jener zuvor als utopisch charakterisierten Merkmale kommen. Dazu zählt der Aspekt der glorifizierten Vergangenheit, der sich bis in die historische Vergangenheit erstreckt, aber auch biblische Paradiesvorstellungen enthält, des Weiteren soll die generelle Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lebenswelt dargestellt werden, die die haltlose Situation der Menschen bedingt, aus der sie sich befreien möchten, und zu guter Letzt die Vision, die bereits in konkreter Planung existiert, jedoch noch nicht erlebbar ist, somit den Aspekt des Zukünftigen darstellt. Davor jedoch noch einige Zeilen zum Autor Eberlin von Günzburg.

### 2.1 Zum Autor

Seine Geburt wird allgemein für die Zeit um 1470, frühestens aber für das Jahr 1465 angenommen.<sup>89</sup>

Zeugnisse über das Leben von Eberlin von Günzburg, bis zum Erscheinen der 15. Bundesgenossen, im August des Jahres 1521 sind eher spärlich. Aus Matrikeleintragungen der Universitäten von Ingolstadt, Basel und Freiburg geht hervor, dass er zunächst in Ingolstadt studiert und nach einer Unterbrechung in Basel seine Studien fortgesetzt hat, wo er 1490 den Titel eines Magisters der freien Künste erwirbt. Ab 1493 soll er sich an der Universität Freiburg befunden haben.<sup>90</sup> Etwa zu diesem Zeitpunkt, sicher nicht früher, wie es wieder aus einem Matrikeleintrag hervorgeht, dürfte Eberlin in den Orden eingetreten sein.

„Eberlin selbst berichtet darüber, dass er sich auf Anraten des Heilbronner Predigers Dr. Johann Kröner von Scherdingen der strengen Richtung dieses Ordens, den Observanten, angeschlossen habe.“<sup>91</sup>

---

<sup>89</sup> Heger, Günther: Johann Eberlin von Günzburg und seine Vorstellungen über eine Reform in Reich und Kirche. In: Schriften zur Rechtsgeschichte. Heft 35. Berlin: Druckner und Humbolt 1985 S.11

<sup>90</sup> Ebenda S.11

<sup>91</sup> Ebenda S.13

Lucke dagegen nennt diesen Prediger Johann Scherdüng zu Heilbronn und leitet aus der Tatsache, dass sich zu einem allerdings etwas späteren Zeitpunkt, in der betreffenden Stadt Heilbronn ein Freund und Lehrer Pelikans aufgehalten hatte, einen schon sehr frühen Kontakt Eberlins zu Pelikan ab. Diese Vermutung scheint etwas weit hergeholt. Über die nächsten zwei Jahrzehnte fehlen sicher belegte Spuren. Aus Äußerungen in Eberlins Schriften kann angenommen werden, dass er sich zu dieser Zeit im Elsass aufgehalten hat. Er spricht im 8. Bundesgenossen über die kleine Kirche der Barfüßer zu Straßburg, im 3. Bundesgenossen wird das Stift Andlau als Musterbeispiel für ein Frauenkloster erwähnt, im 14. kommen die Valentiener in Rufach vor<sup>92</sup> (Hauptwirkungsstätte des Pelikan vor seiner Versetzung nach Basel). Lucke erwähnt ausdrücklich die Familie derer von Andlau, die auch Besitzungen in Basel haben.<sup>93</sup> 1519 ist Eberlin Prediger in Tübingen. Lucke schreibt über diese Zeit:

Aber wenn er auch noch in den alten Bahnen wandelte und sich als eifrigen Observanten erwies, so trat er doch schon hier entschieden gegen die Missstände und Ausartungen im Mönchswesen auf.<sup>94</sup>

Seine genaue Kenntnis der Umstände und sein Verständnis für die Situation der Nonnen legen nahe, dass er als Beichtvater in verschiedenen Nonnenklöstern tätig war. Belegt sind für diese Tübinger Zeit verschiedene Auseinandersetzungen vor allem mit andern Theologen, weswegen eine Strafversetzung in ein anderes Kloster angenommen werden könnte. Dagegen spricht, dass Eberlin nach seinem Fortgang von Tübingen eine eher höhere Position als vorher bekleidet. Lucke nimmt sogar an, er sei Vizeguardian gewesen, und beweist aus dem Briefwechsel bekannter Zeitgenossen über Eberlin und auch aus verschiedenen Schriften Eberlins selbst, dass dieser sich nach seinem Abgang in Tübingen in Basel befunden habe.<sup>95</sup> In Basel hatte sich ein Reformerkreis gebildet um herausragende Persönlichkeiten, wie Beatus Renanus. Dieser Kreis dehnte sich auch auf die Kirche aus. An der Spitze der Diözese stand der liberale Christoph von Utenheim.<sup>96</sup> Der Abt des Baseler Franziskanerklosters war der bereits erwähnte Pellikan, der von Rufach im Elsass dahin versetzt worden war. Von dieser Gruppierung aus bestanden auch enge Verbindungen

---

<sup>92</sup> Eberlin von Günzburg, Johann: 15 Bundesgenossen. Berliner Ausgabe 2013 S.99

<sup>93</sup> Lucke, Wilhelm: Die Entstehung der 15 Bundesgenossen des Johann Eberlin von Günzburg. Dissertation. Univ. Halle 1902 S.9

<sup>94</sup> Ebenda S.11

<sup>95</sup> Vgl. Ebenda S.12

<sup>96</sup> Vgl. HEGER (s. Anm. S. 35) S.15

zum Schlettstätter Humanistenkreis. Von dort sollen starke Einflüsse auf Eberlin eingewirkt haben. Heger, der diese Beeinflussung wie auch Lucke hervorhebt, räumt zwar kurze Aufenthalte in Basel als möglich ein, geht allerdings mit Lucke in einer nicht ganz unwichtigen Sache nicht konform. Lucke zitiert ebenso wie Heger einen Brief eines elsässischen Edelmannes, Basilius Amerbach.

*Johannes Eberlin, viceguardianus nostri Pellicani, Johannes Kriessmeister, Peter Gschriftschnider filius: In festo Paschalis habitum abiecerunt.*<sup>97</sup>

Aus diesem zitierten Brief zieht Lucke den Schluss, Eberlin habe in Basel das Amt des Stellvertreters von Pellikan innegehabt, was Heger ausdrücklich bestreitet. Dieser zitiert diesen Brief ebenfalls und betrachtet die Bezeichnung Vizeguardianus als dem Namen Johannes Kriess vorgestellt, statt dem Namen Eberlin nachgestellt. Heger nimmt auch keinen längeren Aufenthalt in Basel an, betont aber dennoch den Einfluss des dortigen Kreises, zu dem er auch die Prediger Luthard und Sebastian Münster zählt. Wörtlich: ...traten offen für eine Reformation im Sinne Luthers ein.<sup>98</sup>

Ab 1521 lässt sich Eberlins Aufenthalt im Ulmer Franziskanerkloster nachweisen. Seine Predigten zur Fastenzeit 1521 lassen seinen innerlich wohl schon lange vorbereiteten Bruch mit den Institutionen der Kirche offen hervortreten. Laut Riggenbach befand sich Eberlin schon seit 1519 in Ulm und predigte dort noch im gleichen Stil wie in Tübingen. Über diese Zeit wird Eberlin später im ersten Schreiben an die Ulmer berichten und auch die Missstände im dortigen Kloster schildern. Seinen Seitenwechsel habe laut Riggenbach die Lektüre Lutherscher Schriften gebracht. Selbiger spricht auch von den darauffolgenden Gewissensqualen und von dem Gegensatz zu den Mitbrüdern, der immer tiefer wird, bis man Eberlin schließlich das Leben dort unmöglich macht.<sup>99</sup> Seine schließlich deutliche Stellungnahme gegen die Kirche hat nicht nur im eigenen Orden Konsequenzen. Sein Verhalten wird auch an die Kurie gemeldet. Der päpstliche Gesandte Aleander richtet ein Schreiben an den Vizekanzler Medici und berichtet über einen Franziskaner Prediger in Ulm. Er erwähnt auch, er werde den Beichtvater (des Kaisers) Glapion Mitteilung machen. Selbiger Glapion leitet in Folge einen Prozess ein. Dieser Brief von Aleander an den Vize-

<sup>97</sup> LUCKE (s. Anm. S.36) S.15

<sup>98</sup> HEGER (s. Anm. S.35) S.15

<sup>99</sup> Vgl. Riggenbach, Bernhard: Johann Eberlin von Günzburg und sein Reformprogramm. Ein Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. Nachdruck der Ausgabe Tübingen 1874: Nieuwkoop B. de Graaf 1967 S.18



kanzler ist datiert vom 15. März 1521.<sup>100</sup> Die Parteinahme für die Reformation kann plötzlich erscheinen, dazu Eberlin selbst in seinem zweiten Schreiben an die Ulmer:

*Do ich zu euch kam, gab Gott einn grossen ernst ynn ewr hertz, das Gottis wort durch mich zulernen, aber ahn mir was gebruch, eins theils wifste ichs nit, eins theils was ich zeforchtsam, die warheyt zusagen, aber doch ward ich teglich, durch Doctor Luthers büchlein, gelerter vnd gefertigter, die wahrheit zu predigen.<sup>101</sup>*

Diese Aussage spricht eigentlich mehr für die Ansicht Riggenbachs, Eberlin sei schon länger in Ulm gewesen. Folgt man Lucke, müsste man davon ausgehen, dass Eberlin innerhalb eines halben Jahres Aufenthalt anfänglich im Sinne seiner Ordensbrüder und ganz plötzlich im Sinne Luthers gepredigt habe. Nicht außer Acht lassen darf man auch die politische Situation in Deutschland zu dieser Zeit nicht. Der Wormser Reichstag steht unmittelbar bevor, dort soll nach Luthers Erscheinen eine Entscheidung vom Reichstag getroffen werden. Beide Seiten mobilisieren ihre Kräfte.<sup>102</sup> Manche gehen davon aus, dass in dieser Zeit der erste Bundesgenosse entsteht. Lucke fasst ihn sogar als Verteidigungsschrift Eberlins in dem gegen ihn angezettelten Prozess auf. Der fünfte Bundesgenosse soll laut Lucke noch einige Wochen früher als Hilferuf an den Ulmer Rat gerichtet worden sein. Obwohl der Rat von Ulm und die Bürgerschaft für Eberlin Partei nehmen und obwohl ein Ausschluss aus dem Kloster nicht ausgesprochen und er Prozess beigelegt wird, verlässt Eberlin den Orden am 15 Juni 1521. Dazu Riggenbach:

Dass er von sich aus das Kloster nicht leichtsinnig verlassen hätte, das hat er durch seine späteren Schriften deutlich genug bewiesen. Er erschrecke, erklärt er noch 1524, sooft er höre, dass einer dem Kloster entlaufen sei. Wer ohne Ärgernis nicht herauskommen könne, der bleibe drinnen.<sup>103</sup>

Eberlins Weggang von Ulm wurde hier deshalb so genau behandelt, da sie sich ungefähr mit der Entstehung der 15 Bundesgenossen decken muss. Das Büchlein geht in Druck im August 1521 in Basel. Nach dem Fortgehen aus Ulm müssten sie also bis zum Herbst entstanden sein, das wird von einigen Autoren, wie Kolbe und

<sup>100</sup> Vgl. LUCKE (Anm. S.36) S.19

<sup>101</sup> Ebenda S.19

<sup>102</sup> Vgl. HEGER (S. Anm. S.35) S.17

<sup>103</sup> RIGGENBACH (s. Anm. S.37) S.18

Schmidt angenommen.<sup>104</sup> Dagegen wendet sich Lucke, der die Entstehungszeit zwischen Herbst 1520 und August 1520 ansetzt. Der letzte Zeitpunkt ergibt sich aus der Drucklegung. Den ersten begründet Lucke mit dem Erscheinen von Luthers Schrift „An den christlichen Adel in deutscher Nation“, von der Eberlins Werk deutlich beeinflusst sei. Damit legt er den Entstehungszeitraum auf ungefähr ein Jahr fest. Einen kürzeren Zeitraum könne er sich wegen der auffälligen Differenzen innerhalb des Werkes nicht vorstellen, er führt die geänderte Einstellung Eberlins bezüglich der Abgabenleistung des Zehnten und gegenüber der Ohrenbeichte an.<sup>105</sup> Dass die 15 Bundesgenossen, was die Thematik betrifft, nicht immer konsequent sind, wird von mehreren Autoren angemerkt. Riggenbach nimmt dazu folgendermaßen Stellung:

Es finden sich wirklich bei näherem Zusehen erkennbare Spuren von Ungleichheit der Behandlung und der Darstellung, die auch uns auf die Entstehung des Buches ein bedeutungsvolles Licht zu werfen scheinen.<sup>106</sup>

Riggenbach erklärt diese Unstimmigkeiten aus Eberlins Charakter und beruft sich auf das Bild, das Gustaf Freytag von Eberlin in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ entwirft. Er spricht sich nicht gegen eine Entstehung innerhalb von kurzer Zeit aus. Seiner Ansicht nach habe Eberlin seine zahlreichen sich überstürzenden Eindrücke, geprägt durch die Lektüre von Luther Erasmus und Hutten und durch Erinnerungen an frühere Begegnungen, zu der Zeit, in der er seinen Beruf nicht ausüben konnte, in relativ kurzer Zeit schriftlich abgefasst. Er stellt einen Vergleich mit Luthers schriftstellerischer Tätigkeit auf der Wartburg an.<sup>107</sup> Genauer definiert Riggenbach die 15 Bundesgenossen als auf der Reise geschrieben und erwähnt Lauingen, wo Eberlin sich bei seinem Fetter Sigk oder Sittig aufgehalten haben soll. Jener Sittig dürfte mit Psitacus (lat. Papagei; ein kleiner Papagei wird als Sittich bezeichnet), dem Überbringer der Statuten von Wolfaria (10. und 11. Bundesgenosse) identisch sein. Nach Lauingen wäre Eberlin über Baden in der Schweiz gekommen. Riggenbach meint, der 13. Bundesgenosse sei dort entstanden, so wie der 10. und 11. in Lauingen.

---

<sup>104</sup> Vgl. LUCKE (s. Anm. S.36) S.21

<sup>105</sup> Vgl. Ebenda S.33

<sup>106</sup> RIGGENBACH (s. Anm. S.37) S.24

<sup>107</sup> Vgl. Ebenda S.26

Oder was ist natürlicher, als das wir beim 13. Bundesgenossen, der außer allem Zusammenhang mit dem zunächst vorangehenden die Schweizer apostrophiert, an Eberlins Aufenthalt in Baden denken und dass uns die neuerungslustigen Vorschläge des Psitacus im 10. Und 11. Abschnitt der Schrift an des Verfassers Zusammensein mit dem reformfreundlichen Vetter Sigk, vulgo Sittig erinnern?<sup>108</sup>

Auch Heger denkt an eine Entstehung des 10. und 11. Bundesgenossen in Lauingen.

Diese beiden Teilschriften sind wahrscheinlich während seines Aufenthalts in Lauingen im Sommer 1521 entstanden; in der relativ kurzen Zeit zwischen seiner Vertreibung aus Ulm und der Weiterreise nach Wittenberg, in der er bei seinen Verwandten die erforderliche Ruhe fand um ungestört von den aktuellen Streitfragen sein Ideal einer Staat und Kirchenverfassung zu entwickeln und die Arbeit an den Fünfzehn Bundesgenossen insgesamt abzuschließen.<sup>109</sup>

Hier wird, was die Entstehung betrifft, von einem noch kürzeren Zeitraum ausgegangen. Dass sich Eberlin nach Wittenberg, dem Zentrum der Reformationsbewegung wendet, ist naheliegend. Zwischen seinem dortigen Auftreten 1522 und Lauingen soll er sich in Augsburg und in Leipzig aufgehalten haben, wie aus seinen eigenen Angaben hervorgeht.<sup>110</sup> In Wittenberg war es seit dem Jahreswechsel 21/22 zu verschiedenen Ausschreitungen gekommen, die den großen Einfluss, den zu dieser Zeit die Kirche auf das gesamte öffentliche und Alltagsleben hatte, deutlich machen. Es kam zu gehäuften Klosteraustritten und zum Auftreten der Sekte der Wiedertäufer, die sich gegen jede Form der gesetzlichen Ordnung wenden. Im Februar 1522 schließlich kommt es zum Bildersturm.<sup>111</sup> In dieser Zeit entsteht Eberlins von vielen Autoren als sehr radikal bezeichnete Schrift „Wider die Schänder der Kreaturen Gottes“. Sie nimmt Bezug auf einen mehr als ein Jahr vorher ausgetragenen Streit Karlstadts und imponiert in ihrer scharfen Polemik als Bruch mit der im 10., 11., 12. und 15. Bundesgenossen eingenommenen ruhigen und belehrenden Haltung. Heger schreibt:

Auch Eberlin wird zunächst stark von Karlstadt beeinflusst, in dieser ersten Zeit nach seinem Bruch mit der alten Kirche, steht er ganz auf Seiten einer kompromisslosen Neuerung.<sup>112</sup>

---

<sup>108</sup> RIGGENBACH (s. Anm. S.37) S. 25

<sup>109</sup> HEGER (s. Anm. S.35) S.21

<sup>110</sup> Vgl. Ebenda S.21

<sup>111</sup> Vgl. Ebenda S.23

<sup>112</sup> Ebenda S.22

Für Lucke ist die Schrift eindeutig in Wittenberg vor dem dortigen Eintreffen Luthers, also vor dem 15. März 1521, entstanden und zwar ganz unter Einfluss Karlstadts. Er sagt, dass er ganz in die Hände der Radikalen gefallen war, und zitiert eine Stelle aus dem Werk.

*...diese manner () (die vorher genannten sanften Lehrer Luther und Melanchthon), hindern mer der widerChristen vnglück mit senfftmütigkeit, dann das sie es fürderten, so sie mundllich vnd gschriftlich leren vnd gebietten ...*<sup>113</sup>

Dieselbe Stelle zitiert auch Riggenbach, er fasst aber dieses „Geplänkel“ als Versuch auf, Karstadt in der Auseinandersetzung mit Luther zur Seite zu stehen, und spricht anschließend von einer Wesensverwandtschaft der beiden Männer Eberlin und Karlstadt und weist auch auf eine Parallele von Karlstadts Programm und den Bundesgenossen hin.

Es ist sogar mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, dass Karlstadt bei der Einführung seiner eigenmächtigen Reformen und bei der Abfassung seiner Gemeindeordnung, teilweise von den Bundesgenossen beeinflusst gewesen sei.<sup>114</sup>

Riggenbach ist auch der Ansicht, Eberlin sei erst nach dem Eintreffen Luthers nach Wittenberg gekommen, angezogen von der Nachricht vom Eintreffen Luthers. Interessant für die Diskussion der Bezeichnung Radikaler, die Lucke gebraucht, sind folgende Zeilen von Riggenbach.

So viel aber steht uns fest, dass seine Anwesenheit vor Luthers Auftreten in Wittenberg sicher ungemein wohlätig gewirkt, die Zwickauer, wie später die Bauern von Erfurt, wenn auch nicht mit der nämlichen Reife des Urteils, so doch durch die gleiche Gewalt seiner hinreißenden Popularität besänftigt hätte...<sup>115</sup>

Hier spielt Riggenbach auf die Mittlerrolle an, die auch Heger Eberlin gibt und die sich neben den scheinbar versöhnlichen Zügen seines Charakters, auch aus der häufigen Stellung zwischen den Lagern dieser absolut eigenständigen und schwer einzuordnenden Persönlichkeit ergibt. Noch während des Aufenthalts in Wittenberg entstehen mehrere Schriften, „Vom Missbrauch christlicher Freiheit“ in Anlehnung an

<sup>113</sup> LUCKE (s. Anm. S.36) S.21

<sup>114</sup> Vgl. RIGGENBACH (s. Anm. S.37) S.84

<sup>115</sup> Ebenda S.85

Luthers „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Das Werk ist laut Heger eine versöhnliche und differenzierte Betrachtung<sup>116</sup>, in diametralem Gegensatz zu der zuvor besprochenen, radikalen Schrift „Wider die Schänder der Kreaturen Gottes“. Dann folgen zwei Schriften über die Lebensverhältnisse der niederen Geistlichkeit „Von der Pfaffen Klage“ und „Trost der Pfaffen“. Hierauf folgt „Das letzte Ausschreiben der 15 Bundesgenossen“, diese Schrift wurde auch ins Niederländische übersetzt, von Jakob Spreng, genannt Probst. Im Gegenzug übersetzt Eberlin einige Schriften von Probst, zu dem er in enger Beziehung steht.<sup>117</sup> Im Anschluss entstehen ein Brief an die Augsburgener und zwei Briefe an die Ulmer, wahrscheinlich schon im Hinblick auf den Wunsch Eberlins, wieder im Süden Deutschlands Fuß zu fassen. „Wider die falsch scheinenden Geistlichen“ ist laut Riggerbach:

... unter seinen polemischen Werken nicht nur das umfangreichste (44 Quartseiten), sondern auch das weitaus durchdachteste.<sup>118</sup>

Es handelt sich auch hier um eine Anlehnung an eine von Luthers Schriften, sie wendet sich gegen die Barfüßer. Um die Mitte des Jahres 1523 verlässt Eberlin Wittenberg. Über einen Aufenthalt in Basel und Reihnfelden berichtet er später indirekt in dem Werk „Mich wundert das kein Geld im Land ist“ selber. Es folgt ein zweiter Aufenthalt in Ulm. Angesichts der gegen Eberlin ausbrechenden Verfolgung durch seinen Orden nimmt der Rat der Stadt zwar eine neutrale Haltung ein, bittet ihn aber schließlich doch, die Stadt zu verlassen. Aus dieser Zeit stammt der „Glockenturm“, eine eilig abgefasste Verteidigungsschrift zugunsten seines Verwandten Hans Jakob Wehe. Dieser stand im Bauernkrieg ähnlich wie sein Verwandter zwischen den Fronten, er wurde als Anführer hingerichtet, obwohl er eigentlich eine Vermittlerrolle eingenommen hatte. Vom 11. November 1523 stammt das „Freundliche Zuschreiben an alle Stände deutscher Nation“, es ist in Nürnberg verfasst und erst 1524 gedruckt, gemeinsam mit „Wider den unvorsichtigen, unbescheidenen Ausgang vieler Klosterleute“.<sup>119</sup>

Von Nürnberg kehrte Eberlin über Coburg Ende 1523 nach Wittenberg zurück, wo er sich wieder verstärkt seinen literarischen Arbeiten widmet... Die zunehmende Unruhe und Unzufrie-

<sup>116</sup> HEGER (s. Anm. S.35) S.24

<sup>117</sup> RIGGENBACH (s. Anm. S.37) S.139

<sup>118</sup> Ebenda S.144

<sup>119</sup> Vgl. HEGER (s. Anm. S. 35) S.28

denheit in großen Teilen der Bevölkerung und die örtlichen Vorboten des heraufziehenden Bauernkriegs wird Eberlin auf seiner Reise gerade im Südwesten des Reichs bemerkt und zum Anlass seiner sozialpolitischen Schrift „Mich wundert das kein Geld im Land ist“ genommen.<sup>120</sup>

Diese Schrift trägt den fiktiven Rahmen eines Zwiegesprächs zwischen drei Landfahrern und dem Psitacus, der auch in den 15 Bundesgenossen auftritt. Gerichtet sind die vielfältigen Klagen wie der erste Bundesgenosse an Kaiser Karl den V. Über diese Zeit und Eberlins Stellungnahme in den Bauernkriegen sagt Rigggenbach:

*Wie in allen seinen Schriften, so sehen wir Eberlin auch hier, als einen wahren Diener Gottes kämpfen, mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, gegen Päpstliche und Evangelische, gegen Obrichkeiten und Unterthanen, mit einem unbestechlichen Wahrheits-sinn, und einer gegen alle hinreißenden Zeitströmungen mit Gottes Wort vom Kopf bis zu den Füßen gepanzerten Nüchternheit.*<sup>121</sup>

Im Frühjahr 1524 erscheint Eberlin in Erfurt, auch dort bleibt ihm eine feste Stelle als Prediger verwehrt. In Erfurt waren die Bevölkerung und auch der Rat ganz auf Seiten der Reformation, allerdings aus politischen Gründen. Man erhoffte sich die Befreiung von der Oberherrschaft des Fürst Erzbischofs von Mainz und die Gewinnung der Reichsunmittelbarkeit.<sup>122</sup> In dieser Situation steht Eberlin zwischen den Fronten. Als im April 1525 der Bauernaufstand das Gebiet von Erfurt erreicht, gelingt es ihm zweimal, den Rat der Stadt vor dem Ansturm der Bauern zu retten, dank des Vertrauens, das die Bauern in ihn setzten. Andererseits verwirft er die Beschwerdeartikel der Bauernschaft, als mit den Evangelien nicht in Einklang stehend. Dem schon lange gehegten Wunsch nach Süddeutschland zurückzukommen entsprechend, bewirbt sich Eberlin 1525 von Ansbach aus um eine Stelle in Rotenburg. Seine Hoffnungen werden zwar nicht erfüllt, die in Ansbach geknüpften Beziehungen ermöglichen allerdings eine Anstellung bei dem Grafen Georg dem II bei Wertheim als endlich sicheren Hafen.

*Die Anstellung in Wertheim bedeutet für Eberlin das Ende seiner späten Lehr- und Wanderzeit, das Ende auch seiner Flugschriftenagitation... in dem kleinen überschaubaren Bereich*

<sup>120</sup> Vgl. HEGER (s. Anm. S. 35) S.29

<sup>121</sup> RIGGENBACH (s. Anm. S.37) S. 212-213

<sup>122</sup> Vgl. Ebenda S. 214-216

*der Grafschaft Wertheim beschränkte sich Eberlin vollends auf die ihm übertragenen praktischen Aufgaben.*<sup>123</sup>

Diese Beendigung der Flugschriftenagitation mag neben der festen Anstellung auch einen anderen Grund haben. Die Bauernkriege scheinen Eberlin in gewisser Weise gezeigt zu haben, welche Auswirkungen Schriften dieser Art haben können. Eine gewisse Übereinstimmung zwischen Eberlins Forderungen und denen der Bauern wird vielerorts aufgezeigt und lässt sich kaum leugnen. Es stellt sich jedoch die Frage, wieweit diese zufällig sind.

*Genauere Untersuchungen liegen dazu bislang noch nicht vor, bekannt ist nur, dass Eberlin zeitweise in enger Verbindung zu den Prädikanten Johann Rot-Locher stand, der, wie übrigens auch Heinrich von Kettebach, aus dem gleichen Kloster hervorgegangen ist, seinerseits zu den Zwickauer Schwärmern Beziehungen unterhielt und 1524 oder 25 in München hingerichtet wurde. Eberlin selbst dürfte um diese Zeit, seinen in den Bundesgenossen entwickelten Ideen schon recht fern gestanden haben.*<sup>124</sup>

Eberlin äußert sich in der bereits erwähnten Schrift `Mich wundert, das kein Geld im Land ist´ negativ über die Flugschriftenliteratur. Auch dieses Werk ist zwar eine Flugschrift, wird aber von Adamcyk zur Dialogliteratur gezählt, die 1524 eine Blüte erlebte. Sie schreibt in ihrer Dissertation:

*Außergewöhnlich für diese Flugschrift ist das Fehlen einer Auseinandersetzung mit theologischen Problemen und das Aufzeigen von Verbesserungsvorschlägen...*<sup>125</sup>

In derselben Passage zitiert sie Radlkofer, der von der Schrift sagt, sie sei „*ein kritisches Referat aus dem Munde von Leien und Männern des gemeinen Volkes.*“<sup>126</sup>

Eberlin geht in dieser Schrift über die in den Bundesgenossen geäußerten Ansichten insofern hinaus, als er auch die Kriege der Herren als Schuld an vielen Übeln wie der Geldknappheit bezeichnet. Außerdem warnt er darin eingehend vor den Gefahren der wahllos verbreiteten Flugschriften Literatur und nimmt dabei sein eigenes Werk nicht aus.

<sup>123</sup> HEGER (s. Anm. S.35) S.38

<sup>124</sup> Köneker, Barbara: Die deutsche Literatur der Reformzeit. München: Winkler Verlag 1975 S.113

<sup>125</sup> Adamcyk, Roberta: Die Flugschriften des Johann Eberlin von Günzburg (1465-1533). Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der Fakultät für Grund- und Integrativwissenschaften an der Universität Wien 1981 S.16

<sup>126</sup> Ebenda S.16

*Hätten Sie (die 15 Bundsgnossen) die selbig weil helffen stadigraben rawmen, oder pflaster seuberen, were schier so nütz gewesen, und mich rewet ubel meines zusatz darbey<sup>127</sup>*

Mit der Wertheimer Zeit, in der er sich der Planung und der Organisation eines Gemeinwesens widmet und sich des Schulsystems annimmt, soll die Beschreibung des Lebens von Eberlin beendet werden, für den das Leben nach dem Tod seines Gönners nicht mehr viel Gutes bereithält. Das Echo von Eberlins Werk und auf seine Persönlichkeit in der Literaturgeschichte, oder generell in der Nachwelt soll kurz thematisiert werden. In erster Linie, um zu zeigen, wie sehr die Auffassungen auseinander liegen. Günzburgs Charakterbild, das nur aus spärlichen zeitgenössischen Quellen und aus seinen eigenen Werken konstruiert werden kann, schwankt je nach Autor beträchtlich. Könneker sieht in ihm einen, der wörtlich:

*... profiliertesten deutschen Publizisten der deutschen Reformationszeit, obwohl er ... sich eher rezeptiv verhielt, das heißt in seinen Schriften Ideen und Anregungen unterschiedlichster Herkunft verarbeitete.<sup>128</sup>*

Sie deutet dieses rezeptiv, aber positiv, spricht von „geistiger Offenheit“ und bezeichnet Eberlin als „Siegel der mannigfachen Kräfte und Strömungen“. Schmidt, der Eberlins Werk nach den Gesichtspunkten: religiös Kirchliches, politisch Nationales, wirtschaftlich Soziales einteilt, konzidiert ihm nicht einmal einen logischen Kopf.<sup>129</sup> Lucke, dem es allerdings nur um die Chronologisierung der 15 Bundesgenossen geht, stößt sich an deutliche Inkongruenzen des Werkes und lässt persönliche Motive als Grundlage der Texte stark hervor treten. So erscheint der erste Bundesgenosse als eine Verteidigungsschrift im Prozess gegen die Kurie, der übrigens laut Riggenbach gar nicht stattfand. Riggenbach weist auf eine Gedächtnisrede anlässlich des Reformationsfestes hin, in der von Eberlin gesagt worden sei, er habe alle Anlagen in sich vereinigt, ein süddeutscher Luther zu werden.<sup>130</sup> Dies steht im Widerspruch zu Könnekers Worten.

<sup>127</sup> KÖNNECKER (s. Anm. S.44) S.113-114

<sup>128</sup> Ebenda S.9

<sup>129</sup> Vgl. LUCKE (s. Anm. S. 35) S.2

<sup>130</sup> Vgl. RIGGENBACH (s. Anm. S.37) S.2



...obwohl er nicht zu den Persönlichkeiten gehörte, von denen eine große geistige Ausstrahlungskraft ausging.<sup>131</sup>

Gustaf Freitag beschreibt am ehesten einen Künstler.

Die Beredsamkeit Eberlins wirkte hinreißend auf die lauschende Menge, Fülle der Rede, poetischer Schwung, herzliche Wärme und zugleich eine Ader von guter Laune und von dramatischer Gewalt machten ihn überall, wo er erschien, zum Liebling.<sup>132</sup>

Mit ihm verlor sich ein gutes Stück von der Poesie der Reformation, die seit den Bauernkriegen in neuen Bahnen ging.<sup>133</sup>

Heger würdigt als Rechtswissenschaftler in Eberlin den Staatsreformer, Weidhase nennt die 15 Bundesgenossen die gelungenste Satire der Reformationszeit.<sup>134</sup> Diese Diskrepanzen ergeben sich größtenteils aus der Tatsache, dass Eberlin und sein Werk von den verschiedensten Disziplinen aus beleuchtet werden, von jener der Literatur, Religion, Politik, Wissenschaft. Will man seine 15 Bundesgenossen als literarische Utopie im Sinne des Thomas Morus betrachten, so stellt sich die Frage nach der literaturhistorischen Einordnung von Werk und Persönlichkeit. Das Wort Utopie fällt im Zusammenhang mit den 15 Bundesgenossen bei verschiedenen Autoren, jedoch bezieht sich die Begriffsverwendung nicht auf die Utopie als literarisches Genre, sondern verwendet „utopisch“ als Synonym für unrealisierbar oder nicht zur Realisierung bestimmt.

## 2.2 Das Werk im Kontext der Flugschriftenliteratur der Reformationszeit

Der Text 'Die 15 Bundesgenossen' ist einzuordnen in die sogenannte Zeit der Flugschriftenliteratur, die im Zeitraum von Luthers erstem Auftreten bis zum Ende des Bauernkrieges datiert ist. Eberlins literarisches Schaffen ist, wie sich auch aus den Ausführungen über sein Leben ergibt, von relativ kurzer Dauer, die ca. fünf Jahre

<sup>131</sup> KÖNNECKER (s. Anm. S.44) S.109

<sup>132</sup> Freitag, Gustav: Gustav Freytags Werke. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Aus dem Jahrhundert der Reformation Band 5. Wien: Gutenbergverlag Jahr o.A. S.34

<sup>133</sup> Ebenda S.36

<sup>134</sup> Vgl. KÖNNECKER (s. Anm. S.44) S.111

beträgt, in denen ihm die doch beachtliche Zahl von zweiundzwanzig Druckschriften zuzuordnen ist. Die Reformationsliteratur weist wenig differierende Züge auf. Das erklärt man sich durch die in der Bevölkerung bereits sehr ausgeprägt vorhandene Grundstimmung, die der Literat nur aufzugreifen brauchte. Dies liest man bei Günther Heger, der meint:

... es ging immer wieder um die dieselben Mißstände, Klagen und Reformforderungen, um eine immer dringlicher erscheinende grundlegende Erneuerung von Reich und Kirche.<sup>135</sup>

Als weiterer Grund für die große Ähnlichkeit der verschiedenen Texte wird die prägende Wirkung einzelner herausragender Persönlichkeiten gesehen, wie Luther, Hutten und nicht zuletzt Eberlin von Günzburg. Letzterer soll, was seinen Stil betrifft, so stark an Hutten erinnern, dass ursprünglich seine 15 Bundesgenossen Hutten zugeordnet worden sind. Bei Wilhelm Lucke liest man, dass vor allem der achte und der neunte Bundesgenosse sehr stark an Hutten erinnern, Lucke geht sogar davon aus, dass Eberlin beim Verfassen des achten Bundesgenossen eine Szene aus einem Werk Huttens vorgeschwebt ist. Das Bild der Schlacht zwischen Kurtisanen und Deutschen, das Hutten in der Bulla darstellt, soll große Parallelen zum Eberlinschen neunten Bundesgenossen aufweisen.<sup>136</sup> Die 15 Bundesgenossen lassen sich als Eberlins Hauptwerk betrachten, da sie sein gesamtes Reformkonzept abbilden.

Eberlins gesamte Flugschriften sind vielfach als gedruckte Predigten charakterisiert worden.<sup>137</sup>

Dies liegt nicht zuletzt an den auch in Predigten sehr beliebten Stilmitteln, die sich in Eberlins Texten finden, wie etwa These und Antithese. Es sei angemerkt, dass es sich hierbei nicht um ein typisch Eberlinsches Charakteristikum handelt, denn auch andere reformatorische Schriften weisen diesen Stil auf, Eberlin scheint ihn nur prinzipiell rhetorisch sehr gekonnt zu verwenden. Dieser Stil wird von mehreren Autoren als für die Flugschriftenliteratur kennzeichnend hervorgehoben und ergibt sich laut Dröse rein praktisch daraus, dass diese Schriften in der Praxis mehr gehört als gelesen wurden. Zusätzlich zu der Ähnlichkeit im Stil weisen Flugschriften auch formale Gemeinsamkeiten auf. Sie werden oft von Widmungen eingeleitet, so wenden sich einzelne Bundesgenossen bei Eberlin an die Obrigkeit einer Stadt, an den Kaiser,

<sup>135</sup> HEGER (s. Anm. S.35) S.44

<sup>136</sup> Vgl. LUCKE (s. Anm. S. 36) S. 95

<sup>137</sup> Vgl. Ebenda S.94

oder direkt an alle Christen, oft gefolgt von einer Ermahnung oder einer Aufforderung. Heger weist zusätzlich darauf hin, dass diese Texte ganz in der Tradition der mittelalterlichen Lehr rhetorik stehen.<sup>138</sup> Die Bezeichnung Flugschrift benennt eine Publikationsform und nicht ein literarisches Genre. Es handelt sich also um verschiedene Gattungen, die gemeinsame Merkmale aufweisen. Sie wenden sich an eine breite Öffentlichkeit, die zu dieser Zeit gleichsam erstmals als Rezipient von Literatur von Interesse ist, ein Publikum, das zum Großteil gar nicht selbst liest, sondern vorgelesen bekommt. Auch ermöglicht die kostengünstige Herstellung eine vielfache Verbreitung.<sup>139</sup> Die ursprüngliche Bezeichnung lautete „libelli“ also Büchlein und wurde erst im Nachhinein durch die Bezeichnung der Flugschrift ersetzt. Die Flugschriften werden auch als „Volksschriften“ bezeichnet, also für das Volk und aus der Sicht des Volkes. Sie sind in deutscher Sprache verfasst. Der gemeine Mann kommt zu Wort, die konkreten Situationen – Missstände – in seiner Rolle als Bauer, Handwerker usw. werden angeklagt und finden Gehör. Die verwendeten Beispiele aus dem Alltagsleben und die mitunter derbe Ausdrucksweise, wörtlich: *der Teufel scheidet auf den großen Haufen*<sup>140</sup>, unterstreichen die Volksnähe in der Eberlinschen Schrift. Dieses volkstümliche Moment in seinen Schriften soll jedoch nicht zu dem Irrglauben verleiten, Eberlin wäre, so Heger wörtlich, ein spontaner, unsystematischer Tageschreiber.

Seine Schriften sind sowohl hinsichtlich der äußeren Form als auch in ihrem Inneren planvoll gestaltet ... Eberlin war keiner jener Publizisten, die um des einfachen Lesers willen auf Gründlichkeit und Tiefe verzichten<sup>141</sup>

Die Strömung der Reformation hebt die Bedeutung der Flugschriftenliteratur und bestimmt auch ihre Thematik. In erster Linie ist diese religiöser Natur.

Die mit 98 Prozent überwältigende Mehrheit der Flugschriften befasst sich mit theologischen Fragestellungen.<sup>142</sup>

<sup>138</sup> Vgl. HEGER (s. Anm. S.35) S.46

<sup>139</sup> Vgl. Dröse, Albrecht: Anfänge der Reformationszeit. In: Röcke, Werner und Maria, Münkler (Hg.): Hansers Sozialgeschichte der Literatur. Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. München: Karl Hanser Verlag 2004 S.198

<sup>140</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.25

<sup>141</sup> HEGER (s. Anm. S.35) S.46

<sup>142</sup> DRÖSE (s. Anm. S.48) S.200

Der gesellschaftspolitische und soziale Aspekt ist bedingt durch die enge Verknüpfung von Religion und Gesellschaft, wobei die Rolle des Buchdrucks erst den tatsächlichen Breiteneffekt ermöglicht. Die Euphorie über diese Errungenschaft wird auch im Eberlinschen Werk sichtbar, sowie in einer Stelle aus Luthers „Tischgesprächen“, die bei Dröse zitiert wird. Hier gleicht die neue Erfindung einem Gottesgeschenk, wird dargestellt wie eine Gabe, um die Reformation zu fördern.

Die Druckerey ist summum et postremum donum, durch welches Gott die Sache des Euangelii fort treibet; es ist die letzte Flamme für dem Auslöschen der Welt.<sup>143</sup>

Die Reformationsliteratur widmet sich sehr einheitlich einer im Volk vorhandenen Missstimmung bzw. Endzeitstimmung, die als Folge von Transformationsprozessen der Umwandlung der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung herrscht.

Daher wird die Gegenwart als korrumpiert und deformiert, als Abweichung vom ordo wahrgenommen ... es handelt sich um ein zentrales Element einer konservativen Geschichtserzählung, die den Kampf gegen den fortwährenden Verfall proklamiert; darin verwandt anderen zeitgenössischen Denkformen wie dem Postulat einer kulturellen Wiedergeburt in der Rückbesinnung auf die Antike... oder dem philosophischen Schlachtruf „ad fontes!“<sup>144</sup>

Dröse erwähnt ebenso wie Heger unter den herausragenden reformatorischen Schriften früherer Jahrhunderte die `Reformatio Sigismundi`. Außerdem weist er darauf hin, dass es sich bei der dargestellten erwünschten Veränderung immer auch um den Wunsch nach einer Wiederherstellung einer glorifizierten Vergangenheit geht.

Reformatio heißt eben nicht simple Anpassung an die Zeitläufe, sondern steht für die Restitution der ursprünglichen (göttlich bzw. altväterlich eingesetzten) guten Ordnung.<sup>145</sup>

All diese für die Literatur der Zeit bezeichnenden Elemente findet man im Eberlinschen Werk. Aufgeteilt auf die einzelnen Bundesgenossen, überwiegen einmal die Klage und die empfundene Missstimmung, einmal der glorifizierende Blick auf die Vergangenheit, aber auch die Konzeption einer idealen kirchlichen und sozialen Ordnung. `Die 15 Bundesgenossen` werden bei Dröse im Rahmen der reformato-

<sup>143</sup> DRÖSE (s. Anm. S.48) S.201

<sup>144</sup> Ebenda S.202

<sup>145</sup> Ebenda S.202

rischen Propaganda gesehen. Eberlin wird hier in einem Atemzug mit Heinrich von Kettenbach, Hartmuth von Kronberg oder Ulrich von Hutten erwähnt, dies geschieht unter der Hervorhebung seiner kirchenkritischen Tendenzen.

Der Schwerpunkt Eberlins liegt jedoch auf der Laienpädagogik. Er spricht vom „einfeltigen, willigen volck“ als Opfer eines kurialen Verblendungs- und Ausbütungszusammenhangs, den die anonymen Bundesgenossen aufzudecken versuchen.<sup>146</sup>

Dröse beschreibt das Werk Eberlins als:

... eine Reihe von Warnschriften und Reformaufrufen, die bis hin zu utopischen Entwürfen einer christlichen Sozietät reichen: so im X. und XI „*bundts gnoß*“, in denen die Beschlüsse eines fiktiven Gemeinwesens „Wolfaria“ die „*reformierung des geystlichen*“ bzw. „*weltlichen standts*“ betreffend verlautbart werden.<sup>147</sup>

Hier fällt das Wort utopisch jedoch nur im Bezug auf den 10. und 11. Bundesgenossen. Damit vertritt er die gleiche Auffassung wie Heger, der auch nur den „Verfassungsplan“<sup>148</sup> als die Utopie Eberlins bezeichnet und auch Velten, der Eberlin zwar als Autor einer literarischen Utopie bezeichnet, aber wiederum ausschließlich im Bezug auf sein Staatskonzept.

Als erste protestantische Utopie gilt gemeinhin des ehemaligen Franziskanerpredigers Johann Eberlin von Günzburgs (1470-1432) „Wolfaria“, die 1521 als zehnter und elfter Teil der Flugschriftensammlung „Die XV bundtsгноßen“ im Druck erschien.<sup>149</sup>

Betrachtet man aber den Begriff der Utopie differenzierter und bedenkt die ihm impliziten Faktoren des sehnsüchtigen Rückblicks und des Missbehagens mit der Gegenwart, so genügt die Beschreibung einer Zukunftsvision nicht, um von Utopie, wie sie in der Definition erarbeitet wurde, zu sprechen. Es fehlt ihr auch der Aspekt der Hoffnung, die bei Bloch einen so hohen Stellenwert hat, erst durch die Klage erwacht und in der Zukunft ihre Heimat findet. Das Eberlinsche Werk ist also geschlossen als literarische Utopie zu denken. Sie hebt sich aber dadurch vom Kanon der

<sup>146</sup> DRÖSE (s. Anm. S.48) S.218

<sup>147</sup> Ebenda S.218

<sup>148</sup> HEGER (s. Anm. S.35) S.71

<sup>149</sup> Velten, Hans Rudolf: Utopien im 16. Jahrhundert in Deutschland und Europa. In: Röcke, Werner und Maria, Münkler (Hg.): Hansers Sozialgeschichte der Literatur. Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. München: Karl Hanser Verlag 2004 S. 550ff

sogenannten Flugschriftenliteratur in gewisser Form ab. Prinzipiell ist das Werk aber gerade als Utopie ein typisches Produkt des Reformationszeitalters. Dass diese Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit mit seiner Stimmung des Untergangs von vielem Althergebrachten ein guter Boden für utopische Vorstellungen war, ist nahe liegend. Über die Anfänge dieser literarischen Epoche, die schon im 15. Jh. datiert werden, sagt König in seiner Literaturgeschichte der deutschen Literatur:

Ein Geist der Unzufriedenheit ging im 15 Jh. durch das ganze Volk, der sich in der verschiedenartigsten Opposition gegen die weltlichen und kirchlichen Autoritäten Luft machte und auf beiden Gebieten Verbesserungen anstrebte.<sup>150</sup>

Neben dieser anklagenden Tendenz streicht König auch eine Strömung heraus, die in der Rückkehr in die Vergangenheit die Erlösung aus der als misslich empfundenen Situation sucht.

... wie andererseits durch Kaiser Maximilian die Besserung der Gegenwart in der Rückkehr zu alten überlebten Ideen gesucht wurde.<sup>151</sup>

In diesem Kontext entstehen - allerdings sehr vereinzelt - auch Werke, die ein geschlossenes System einer Neuordnung von Staat und Kirche entwerfen. Die `Reformatio Sigismundi´ entsteht als Reaktion auf das Baseler Konzil, erstmals gedruckt 1476.

Diese Schrift ... trägt um so mehr alle Kennzeichen einer Utopie, als der unbekanntere Verfasser ihre Verwirklichung an die mythische Person des in Sage und Legende längst schon prophezeiten Kaisers Friedrich knüpfte, der dereinst erscheinen würde, um die gestörte Ordnung Gottes wieder zu krafft zu bringen.<sup>152</sup>

Die Tatsache, dass hier bei Könneker von „allen Kennzeichen“ einer Utopie gesprochen wird, mag darauf hinweisen, dass sie vom literarischen Genre im Sinne von Morus spricht und nicht mit dem leeren Begriff „Utopie“ jongliert.

---

<sup>150</sup> König, Robert: Deutsche Literaturgeschichte. 2. Band. Bielefeld und Leipzig: Verlag von Velhagen und Klasnig 33. Auflage 1910 S.169

<sup>151</sup> KÖNIG (s. Anm. S.51) S.170

<sup>152</sup> KÖNNECKER (s. Anm. S.44) S.12

## 2.3 Die einzelnen Kapitel im Überblick

Thematisch stechen der zehnte und der elfte Bundesgenosse dadurch heraus, dass sie die einzigen sind, die das Gedankengebäude einer Organisation eines Gemeinwesens direkt zum Ziel haben. Die übrigen sind als Klagen formuliert, wobei manchmal auch auf die Mittel zur Behebung dieser Missstände eingegangen wird. Eine gewisse Sonderstellung unter ihnen hat aber auch der erste, da er eine Vorschau bietet und sich mehr mit der allgemeinen Problematik und weniger mit Details beschäftigt. Wie nun bereits deutlich wird, macht es wenig Sinn, die einzelnen Flugschriften der Reihe nach zu betrachten, so wie sie im Werk zusammengestellt sind, jedoch will ich mich auch nicht dem Entwickeln einer Chronologie anschließen, wie es sich Wilhelm Lucke zur Aufgabe gemacht hat. Dieser ist im Rahmen seiner Dissertation bemüht, anhand des Textes unter Zuhilfenahme von zeitgenössischem Briefwechsel und anderen Schriften eine Entstehungsgeschichte festzulegen. Diese Vorgehensweise streicht den Zusammenhang zwischen den einzelnen Texten heraus, birgt aber die Gefahr in sich, den Text ausschließlich als Folge der äußeren Lebensumstände des Autors zu verstehen, wodurch das Bild einer inneren utopischen Vision gestört wird. Um den ersten Bundesgenossen einzureihen, zitiert Lucke ein Schreiben des päpstlichen Legaten Aleander an den Vizekanzler Medici vom 15. März 1521 - der Brief ist in einem alten Italienisch abgefasst - in dem der Beichtvater des Kaisers, Glapion, erwähnt wird.

Unter dem confessor ist zweifellos Glapion gemeint, der auch höchstwahrscheinlich den Prozess gegen den abtrünnigen Mönch eingeleitet hat. Er wird dafür von Eberlin im ersten Bundesgenossen mit der ganzen Fülle persönlichen Hasses überschüttet.<sup>153</sup>

Lucke reduziert auf diese Weise viele Stellen des Werks auf persönliche Erfahrungen des Autors und zerreißt somit die Struktur des Ganzen und somit auch das utopische Bild, das vor allem in der geschlossenen Betrachtung seine Wirkung hat. Relativieren lässt sich dieser Vorwurf dadurch, dass eine gewisse Wechselwirkung zwischen äußeren Umständen und inneren Einstellungen das literarische Schaffen beeinflussen, jedoch sollte man nicht so weit gehen zu sagen, dass das entstandene literarische Produkt nicht mehr ist als die Summe dieser Einzelteile, schon gar nicht dann, wenn

---

<sup>153</sup> LUCKE (s. Anm. S. 36) S.19

es sich um utopische Literatur handelt, die einer werkinhärenten Logik folgt, die mehr impliziert als das Beklagen von gegenwärtigen Umständen.

Des Weiteren liest man bei Lucke aber schon im ersten Abschnitt:

Das Hauptmaterial für unsere Kenntnis des Lebensganges Eberlins liefern seine Werke.<sup>154</sup>

So lässt sich deutlich machen, dass der umgekehrte Weg, nämlich das Werk aus dem Leben zu begreifen, zum Paradoxon wird. Diese Arbeit wird versuchen, diejenigen einzelnen Bundesgenossen herauszugreifen, die der Darstellung der zusammenhängenden Vision dienen, als die das Werk gesehen werden soll.

### 3 Textanalyse

#### Metaphorische Gliederung des Textes

Es lässt sich die Utopie metaphorisch wie folgt bildlich imaginieren. Zu Beginn sammeln sich Quellflüsse zu einem Bergsee. Dieser Bergsee bricht an einem Punkt zu einem Wasserfall ab. Diesen Punkt markieren der 1. und der 13. Bundesgenosse als gesammeltes Hervortreten des in den Klagen angestauten Missbehagens und Wünschens, haben sie erstmals eine gemeinsame Richtung erlangt. Man stelle sich folgerichtig die Klagen und Wünsche als noch nicht zielgerichtetes Sammelbecken vor, ein Bergsee, gespeist von verschiedenen kleinen Quellen, die - jede für sich - noch nicht so stark sind, sich einen gänzlich neuen Weg zu bahnen. (2+3+4+5+7) Der Wasserfall, der mit 1+13 beginnt, umfasst auch die Kampfschriften des 8. Und 9. Bundesgenossen, die unaufhaltsam ins Tal stürzen und sich unten zu einem ruhigen Fluss zu vereinigen. (10+11+12+15) An dieser hier sehr bildlich beschriebenen Gruppierung der einzelnen Kapitel und deren Bedeutung für die Gesamtschau der Utopie soll deutlich gemacht werden, dass sich die einzelnen Bundesgenossen zu drei großen Gruppen zusammenfassen lassen, die die Dreiheit der Utopie widerspiegeln. Dieser inneren Struktur soll im Anschluss an die Betrachtung von Klage, Kampf und Hoffnung ein Resümee gewidmet sein.

---

<sup>154</sup> LUCKE (s. Anm. S. 36) S. 8



### 3.1 Der 1. Bundesgenosse

Der erste Bundesgenosse widmet sich ähnlich einer Einleitung der Beschreibung der Unzufriedenheit mit der gegebenen Realität. Der erste Bundesgenosse spricht die kaiserliche Majestät an und klagt ihr sein Leid. Es ist jedoch nicht anzunehmen, dass er tatsächlich an sie hätte gelangen sollen. Der Text ist zu Beginn eine in demütiger Haltung an den Kaiser gerichtete klägliche Bitte.

*Nit verarge mirs o frummer Kayser das ich so ylendtz für dein genädig angesicht trit, dann Grosse not vnser halb vnd Grosse hoffnung zû dir treibt mich dar zû, was ist aber vil not zu erzelen vnser gmeinen trübsal so auch Sunn und Mon vnd stärn ein mitleiden mit vnß haben, solichs wissen wir uff erden niman zu klagen dann dir, als vnserem haupt<sup>155</sup>*

Ein sehr poetisches Bild lässt erkennen, über welche Mittel Eberlin verfügt. Das Elend sei so groß, dass sogar Sonne und Mond es sehen. Es wäre außer von dem Kaiser von niemandem auf der Welt Hilfe zu erwarten. Damit wird der Kaiser förmlich in den Himmel gehoben. Weiter im Text folgt ein Lob des Kaisers, das auch auf sein Auserwähltsein anspielt. Als ebenso auserwählt wird aber auch das deutsche Volk geschildert.

*... vnd wie wol solch christlich wesen soll in aller wält ein füngang han ist doch got gffellig das es in teütschen landen wider uffgang ... jetz gefalt es got das in teütscher nation wider ein ursprung hab... wie vormals auß Judea geschehen ist.<sup>156</sup>*

Interessant ist auch die Definition des christlichen Wesens, die ein paar Zeilen zuvor durchgeführt wird. Sie besteht in der Erfüllung der ersten beiden Gebote, der Gottesliebe und der Nächstenliebe, ohne dass die Erfüllung von Vorschriften impliziert ist. Dieses christliche Wesen wäre im deutschen Volk in hohem Maße vorhanden gewesen, aber durch die angeprangerten Einflüsse unterdrückt worden. Weiters erwähnenswert in dem oben genannten Zitat ist der direkte Vergleich mit dem biblischen, von Gott auserwählten Volk. Im Text folgt eine weitere detaillierte Aufzählung der guten Eigenschaften dieses Volkes.

---

<sup>155</sup> EBERLIN (s. Anm. S. 36) S.3

<sup>156</sup> Ebenda S.3

*... Subtile sinn, scharpffe vernünfftige anschle, maisterliche arbeit in allen handwercken, erkanthüß aller geschrifften vnd aller fürderlichen sprachen ,...<sup>157</sup>*

Im Anschluss an dieses Lob wird der vorherige Gedanke bereits zum ersten Mal wiederholt, nämlich dass diese guten Voraussetzungen des Volkes von einem guten Herrscher in den Dienst einer guten Sache gestellt werden sollen. Diese Wiederholungen folgen dem stilistischen Zweck der Eindringlichkeit und geben dem schriftlichen Text die Form einer gehörten Predigt. Der erste Bundesgenosse setzt hier seine Rede mit der Nennung der Protagonisten der Erneuerung fort, die er selbst als von Gott gesandt auffasst, wörtlich „gotesbotten“, er beginnt mit Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam, später folgt eine große Zahl von Namen. Der Text wird im Anschluss durch einen deutlichen Absatz geteilt; da es sich dabei um den einzigen im gesamten ersten Bundesgenossen handelt, dient dieser wahrscheinlich als Markierung einer wesentlichen Stelle. Auf ihn folgen abermals zwei Namen, nämlich die von Martin Luther und Ulrich von Hutten - offensichtlich dient also dieser Ansatz nicht zur Einleitung eines neuen Gedankens, sondern zur Hervorhebung dieser beiden Namen vor allen anderen. Diesen beiden werden einander gegenübergestellt, wobei Martin Luther als der geistige Führer der Bewegung und als Verkünder der evangelischen Lehre dargestellt wird.

*Dann was sucht anders Martinus Luther wann ain luthere raine dargebung ewangelischer lere in schulen vnd uff den predig stülen, ...<sup>158</sup>*

Ulrich von Hutten hingegen wird dargestellt als der weltliche Führer.

*Ulrich von hutten übt die fäder vnd das schwärt zu erwecken alte teütsche erberkeit in trew glouben und warheit ...<sup>159</sup>*

An dieser Stelle folgt abermals eine Wiederholung, diesmal mit der Betonung auf der Schwächung der guten Eigenschaften des Volkes, um dann auf den menschlichen Faktor einzugehen, der an dieser Schwächung Schuld trägt.

---

<sup>157</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.4

<sup>158</sup> Ebenda S.4

<sup>159</sup> Ebenda S.5

*„Nun aber ist in erberkait vnd lybs noturfft gar geschwecht worden durch vnütz leüt als du hören würdst ...“<sup>160</sup>*

Nach dieser Ausführung wird zum ersten Mal direkt auf das Problem der Bettelorden eingegangen, diese Stelle wird eingeleitet mit einem Zitat über den Teufel. Es geht zunächst um ihren direkten Einfluss auf den Kaiser, dabei fallen wiederholt zwei Namen. Der erste ist der des Dertusiensus, des Jugenderziehers von Karl V., und der zweite ist Glapion, es handelt sich bei ihm um den Beichtvater des Kaisers. Dann kommt eine Aufforderung an den Kaiser, sich ein Beispiel an seinem Großvater zu nehmen, der sein politisches Vorgehen niemals von einem Mönch hätte beeinflussen lassen. Im Anschluss eine Gegenüberstellung von Bettelmönchen einerseits und Luther und Hutten auf der andere Seite, die sich anhand verschiedener Beispiele fünfmal wiederholt. Der nächste Teil widmet sich den einzelnen pragmatischen Punkten, aus denen der negative Einfluss der Bettelmönche besteht:

1. Sie ziehen Geld nach Rom ab
2. Sie entzweien das Volk von seinen weltlichen Herrschern
3. Sie entfremden das Volk von seiner an sich guten Eigenart
4. Sie verfälschen die reine evangelische Wahrheit
5. Verführung des Kaisers selbst

*„so sie vnderstond dich vnschuldigen kayser in ir antichristen sect ziehen.“<sup>161</sup>*

6. Dem Kaiser das Volk entfremden, indem sie Lügen verbreiten

Es werden sogar explizit kaiserliche Schriften gegen Luther und Hutten als Fälschungen aufgefasst.

*deßhalb wir nit achten aller mandat sollich sachen betreffend vnder dem namen deiner Kayserlichen maiestat vßgangen. Wir achten, aintweder wissest du nüt darumb ...<sup>162</sup>*

Anschließend folgt eine an ein Zwischenspiel erinnernde Wiederholung der großen Not, die bereits ganz zu Beginn geschildert wurde, abermals gekoppelt mit Verweis auf die guten Eigenschaften des Volkes. Gefolgt von einer Zusammenfassung der

<sup>160</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.5

<sup>161</sup> Ebenda S.8

<sup>162</sup> Ebenda S.8

auch bereits erwähnten äußern Missstände, die aber im Vergleich zum ersten Mal sehr kurz gehalten ist. Neu ist der rechtliche Aspekt, der hier angesprochen wird, dass nämlich auch ein Rechtshandel, der die Mönche betrifft, zuletzt bis nach Rom gezogen wird.

Aber jetzt ist min handel mit den Bättel münchen so zücht er mich von eim conseruator zû dem anderen ... zû lest gon Rom ...<sup>163</sup>

An dem Wort „mein“ beim Begriff Handel macht Lucke seine Auffassung dieser Stelle als Hinweis auf den persönlichen Streitfall Eberlins fest. (Klosteraustritt in Ulm) Dass es sich dabei wirklich um ein über die Grenze des Textes hinausreichendes Ich handelt, würde ich in diesem Falle nicht annehmen. Schon alleine aus dem Grund, als es um einen kleinen Puzzlestein in der Anklage eines Systems geht, der, auch wenn er tatsächlich auf persönlicher Erfahrung beruht, keine Schlüsselstelle ist, die eine Reduktion auf einen persönlichen Rachfeldzug erlaubt, welche den großen Plan der Veränderung in den Schatten stellt. Ein weiterer Aspekt, der neu aufgebracht wird, ist der, dass viele der geistlichen Würdenträger rein weltliche Interessen verfolgen.

*nit münch sind noch dar zû wöllen sein, so sie irrer bystümb nit wöllen warten sunder der künig vnd grossen fürsten höff nach ziehen, ...*<sup>164</sup>

Danach folgt - quasi als Übergang - abermals eine Wiederholung der einleitenden Klage, diesmal speziell mit dem Fokus auf dem teuflischen Beichtvater. Dies gipfelt in einer Warnung, die in gewisser Weise einen Stilbruch darstellt, insofern als sich der Tonfall von einer demütigen Klage in eine unterschwellige Drohung verwandelt. Eingeleitet durch die Worte „we unß we unß, ...“<sup>165</sup> folgt eine unheilverheißende Darstellung einer in allen Schichten gärenden, auch gegen den Kaiser gerichteten Strömung des Volkes. Die 15 Bundesgenossen treten im Moment dieses theatralischen Höhepunktes als Retter auf.

<sup>163</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.8

<sup>164</sup> Ebenda S.9

<sup>165</sup> Ebenda S.9

*... haben wir fünffzehen bundtsgnossen ...vnß mit aller macht vnderstanden solich bösen won des volks von dir vß zu tilcken, do mit nit teütsche nation din vnwillig wurde, vnd haben inengesagt, du werdest ...*<sup>166</sup>

Diese Stelle dient auch als Einleitung mehrerer durch die Anapher „du werdest“ eingeleiteter Hoffnungen, die der Kaiser verwirklichen soll, um die Missstände zu beheben. In diesem Zusammenhang klingen auch bereits alle Änderungen an, die den späteren Entwurf des idealen Gemeinwesens bilden. Es wird getrennt in weltliche und kirchliche Organisation. Der Abschluss des ersten Bundesgenossen ist gespalten in eine positive, euphorische Ausschau, in der dem Kaiser weltlicher Ruhm und Macht versprochen wird, sofern er sich auf das deutsche Volk stütze, das Gott ausgewählt habe, eine allgemeine Erneuerung des Glaubens und der Sitten auf die Welt zu bringen einerseits -

*Dann werden die starcken teütschen vff sein mit lyb und güt vnd mit dir ziehen gon Rom, vnd ganzz Italia dir vnderthänig machen, ... durch solich weiß würst du ein gewaltiger küng der erden, so du vorhin gots handel vßrichtest, dar nah wirt got din handel vßrichten.*<sup>167</sup>

und andererseits in eine herzliche Bitte, die die Geschwindigkeit und Theatralik auf den demütigen Klang des Beginns zurücksetzt.

*... thû du asl ein getrüwer vatter, als ein genädiger herr, als ein gehärtziger kayser, vnd biß got un der teutschen nation dankbar vnd kumm unß zü hilf.*<sup>168</sup>

Damit sei der Inhalt des ersten Bundesgenossen abgehandelt, dieser ist, wie bereits deutlich wurde, in immer wiederkehrende Wiederholungen verpackt. Ich möchte bei der genaueren Betrachtung einerseits auf die Wirkung dieser Wiederholungen und andererseits auf deren rhetorische Funktion eingehen. Vorab aber noch der Vergleich mit der Textsorte der Predigt, da für diese Form das Wiederholen von bereits Gesagtem typisch ist. Das geschieht einerseits einfach auf Grund der Tatsache, dass es sich um einen mündlichen Vortrag handelt, und andererseits auch, um das Publikum zu belehren. Der Stil der Predigt mag Eberlin aus beruflichen Gründen naheliegen, doch ist der Tonfall in seinen 15 Bundesgenossen wahrscheinlich nicht ganz unbeabsichtigt ähnlich gewählt. Was den ersten Bundesgenossen betrifft, lässt sich

<sup>166</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.9

<sup>167</sup> Ebenda S.10

<sup>168</sup> Ebenda S.11

dieser belehrende Ton durchaus finden. Unpassend ist insofern jedoch die Vorstellung der Belehrung, da der Text an den Kaiser adressiert ist. Zitieren möchte ich zwei Stellen, die den Umgang mit dem Beichtvater betreffen. Dem Kaiser werden hier dezidiert und im Detail Handlungsanweisungen gegeben.

*... er sagt zû dem bychtvatter, herr meine sachen hab ich mit wyser leüt rat gethon, fragen in nit nach, was ich bycht das absoluiern in gots namen, als bald die bycht vß was schickt er den münchen wider heim...*<sup>169</sup>

*...wie wol wir hoffen du siest höhers verstandts dann das du dich vnd dein rych lassest an ein hoffertigen käßiäger.*<sup>170</sup>

Im erstgenannten Zitat wird der Kaiser aufgefordert, sich ein Beispiel an seinem Großvater zu nehmen, der einen guten Umgang mit seinem Beichtvater gepflogen hat. Im zweiten Zitat scheint die hochachtungsvolle Distanz überwunden zu sein. Eine mögliche Lesart geht sogar so weit, dass am Verstand des Kaisers gezweifelt wird, sollte sich dieser nicht wie geraten verhalten. Die Adressatenfrage wird an diesem Punkt mit Sicherheit deutlich. Nicht nur der erste Bundesgenosse ist adressiert, sehr viele richten das Wort an einzelne Personen oder Personengruppen. Interessant ist, ob durch einen Wechsel des Adressaten auch ein Wechsel des Stils erkennbar ist. Dies zu beantworten, würde bedeuten, sich auch der Frage zu nähern, ob die Texte nur fingierte Adressaten hatten oder tatsächlich für diese bestimmt waren. Der Tonfall gegenüber einem Kaiser wäre wohl ein anderer als gegenüber einem Bauern. Der Autor müsste den Wechsel im Stil aber nicht vornehmen, sofern der Kaiser oder der Bauer nur als Überschriften fungieren und das Zielpublikum ohnehin dasselbe bliebe. Nun wurde zuvor ein Zitat als Beispiel für einen dem Kaiser gegenüber unangebrachten Tonfall angeführt, was fälschlicherweise andeutet, der Stil wäre prinzipiell immer gleich, dem ist jedoch nicht so. Der Stil des achten Bundesgenossen ist ausgesprochen volkstümlich, dieser ist an die Bauern gerichtet. Es sind durchaus Unterschiede im Stil zu erkennen – sowohl diesen, als auch anderen stilistischen Schwankungen wird sich die Arbeit in weiterer Folge noch ausführlich widmen. Im ersten Bundesgenossen ließe sich etwa die Entgleisung auf ein erhitztes Gemüt zurückführen oder man könnte meinen, dies sei bewusst als Bruch verwendet worden, um der

<sup>169</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.6

<sup>170</sup> Ebenda S.9

Untermauerung der Wichtigkeit des Gesagten zu dienen. Im Großen und Ganzen ist der erste Bundesgenosse, das wird wörtlich mehrmals zur Sprache gebracht, eine „demütige Bitte“ an den Kaiser. Ich gehe aber auch nicht so weit, aus den Unterschieden im Stil darauf zu schließen, die Schriften seien tatsächlich für die bestimmt gewesen, an die sie gerichtet werden. Vielmehr meine ich, Eberlin hat mit Präzision alles daran gesetzt, dieses Bild bei seinen zeitgenössischen Lesern entstehen zu lassen, ihnen die Fiktion nicht durch einen falschen Stil zu trüben. Der Adressat steht wohlgedacht neben anderen rhetorischen Puzzlesteinen und vervollkommnet das wirkungsvolle Werk Eberlins. Die Texte folgen einer Struktur, sie sind alles andere als unstrukturiert, wenn es doch auf den ersten Blick so vermuten lässt. Der Eindruck von Ungegliedertheit und Hast entsteht durch die häufige Wiederholung von Beispielen und Argumenten. Doch lässt sich bei näherer Betrachtung der Aufeinanderfolge dieser Wiederholungen ein Muster erkennen. Immer wieder treten die Hauptthemen in teils bereits angesprochenen und teils neuen Beispielen auf, sie verschränken sich ineinander, lösen sich wieder und verschränken sich abermals. Wobei dieses Verschränken manchmal als wirkungsvolle Gegenüberstellung, manchmal auch eher unvermittelt wirkt.

Es lassen sich - grob eingeteilt - folgende Sinnabschnitte erkennen:

Einleitung

Thema 1

Thema 2

Thema 3 (a)

Gegenüberstellende Verschränkung Thema 2+3

Thema 3 (b)

Verschränkung 2-3-4-1

Thema 3 + Einleitung 3 (a) und (b)

Thema 4

Schluss

Im Fall des ersten Bundesgenossen zerfällt die Einleitung in einen ersten Teil, der die Absicht des Textes kundtut, und in eine Anrede der kaiserlichen Majestät. Dabei fällt in gewisser Weise ein Stilbruch auf. Stelle man sich vor, es handle sich tatsächlich um einen Brief an den Kaiser, ob fingiert oder nicht, sei an dieser Stelle nicht beachtet, so läse sich der Text flüssiger, würde er erst mit der Anrede (3;1) beginnen.

*Nit verarge mirs o frummer Kayser, das ich so ...*<sup>171</sup>

Möglicherweise dient der erste Teil dazu, den Brief nachträglich in das Gesamtwerk einzureihen. Der Schluss ließe sich auffassen als ein versöhnliches Abklingen aller Themen.

Darstellung und Kombination der einzelnen Themen in einer Tabelle:

	Thema 1	Thema 2	Thema 3	Thema 4
Inhalt	„Gottes Plan“	„Luther und Hutten“	„Die Bettelmönche“	Die utopische Vorstellung, Auftreten der 15 Bundesgenossen
Definition	Kaiser und deutsches Volk als Ausgewählte zur Verwirklichung	Die beiden werden als Boten Gottes dargestellt und als Zeichen dafür, dass die Zeit reif sei	Sie stellen die Gegenspieler dar und sind ein Zeichen für die Dunkelheit, aus der man geführt werden soll. Geteilt in: (a)Wirkung auf den Kaiser; (b)Wirkung auf das Volk	In Form eines Appells an den Kaiser gestaltet
1. Auftreten unkombiniert und ausführlich	Im Anschluss an die Einleitung S.3;11 – S.4;2	Im Anschluss an Thema 1 S.4;2 – S.5;2	Im Anschluss an Thema 2 S.5;2-6;3	Im Anschluss an das zum fünften Mal auftretende Thema 3(a)
Weiteres Auftreten	S.5;1 – 5;2 S.8;3 – 8;4	S.6;3 – 6;31 S.6;32 –6;34 S.6;34 -6,35 S.8;1- 8;11	(a)S.6;31-6;32 S.6;33-6,34 S.6;35-6;4 (b)S.6;4-8;1 (a)S.8;11-8;12 (b)S.8;4-9;3	Tritt nicht mehr auf

<sup>171</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.3



			(a) S.9;31-9;4	
Kombinationen <sup>172</sup>	kombiniert mit Thema 2,3,4 und der Einleitung	kombiniert mit 3(a) als Gegensatzpaar, kombiniert mit 3,4,1	Kombiniert mit Thema 2 als Gegensatzpaar, kombiniert mit 2,4,1	Kombiniert mit 2,3,1 und Einleitung
Wiederholungen <sup>173</sup>	Einmal	Viermal	Siebenmal (a + b)	Einmal

**Tabelle 1: Themen**

Es ist eine deutliche Struktur zu erkennen. Thema 1 und Thema 4 gewinnen schon alleine dadurch an Bedeutung, dass sie den Anfang und das Ende bilden. Sie stellen zusätzlich einen stabilen Rahmen für einen Haufen an Wiederholungen dar. Das immer und immer wieder Wiederholte gleicht einer kreisförmigen Bewegung und verliert dadurch an Stabilität und Gewicht. Halt geben somit die Rahmenthemen, die in sich wirken. Diese haben zum Inhalt die Utopie des Werks und können wie folgt inhaltlich beschrieben werden: Thema 1 in der Tabelle, beschrieben als „Gottes Plan“, widmet sich der Darstellung der Aufbruchsstimmung, der Herausführung aus der Dunkelheit, der Auserwähltheit des deutschen Volkes, dessen glorreicher Vergangenheit und den Zeichen der Zeit. Das Thema 4 beinhaltet die Zukunftsvision in Staat und Kirche. Die übrigen Themen ließen sich als Klagen über den aktuellen, dunklen Zustand und ein Nachgehen der Gründe zusammenfassen. Sie veranschaulichen das Thema, stellen selbst aber nicht das Thema dar. Was mich in der Annahme bestärkt, der Text wäre vorrangig als literarische Utopie aufzufassen, um mich klar von der Meinung Luckes zu distanzieren, der Autor Eberlin verfolge mit Hilfe seiner Schrift vorrangig private Belange. Ich möchte damit nicht ausschließen, dass vieles dem persönlichen Leben Eberlins entspringt und in seiner Schrift Ausdruck findet, jedoch stellt dies meiner Meinung nach nicht den Kern und das Ziel seines Werkes dar.

<sup>172</sup> Kombiniert mit einem anderen Thema bedeutet immer im selben Sinnabschnitt vorkommend, auch wenn nicht direkt aufeinanderfolgend.

<sup>173</sup> Wiederholungen werden auch innerhalb desselben Sinnabschnittes als solche gezählt.

### Stilistische Besonderheiten

In der Einleitung fällt das Wort „ylendtz“ auf. Übersetzt wird es mit „eilig“ und gibt dadurch tatsächlich den Ton der gesamten Abhandlung wieder, die ich bereits als atemlos und hastig beschreiben habe. Ich gehe davon aus, dass durch diesen hastigen Ton und durch dieses Wort in der Einleitung auch tatsächlich die Dringlichkeit der Situation untermauert werden soll. Der erste Bundesgenosse eilt nicht beim Schreiben, sondern er spiegelt den Handlungsbedarf der gegenwärtigen Situation wider. Betrachtet man die Tabelle, so lässt sich sehen, dass in einem Sinnabschnitt alle Themen kombiniert sind, wodurch ein besonders atemloser Eindruck entsteht. In diesem Abschnitt (8; 1 - 8; 4) fällt das Wort „mandat“ auf, es handelt sich hier um vom Kaiser erlassene Schreiben, die darauf hinweisen, dass dieser in Sachen Luther und Reformation bereits auf der Seite Roms steht. Diese Tatsache treibt den Schreiber zu ganz besonderer Hast. Hervorhebungen werden also mit Hilfe der Rotationsstruktur markiert. Das deutsche Volk und der Kaiser werden mit Begriffen wie „erberkeit“, „trew vnd glouben“, „christlich wesen“ beschrieben, die Bettelmönche hingegen treten als „grawe glißner“, „hoffertigen käßiäger“ und „vngelerter“, „eergytiger“, „lusiger münch“ auf, ihre Reden werden als „grosse adefantz“ bezeichnet. Als Drohung wird der Hinweis verwendet, es gäbe eine „vnrüwig klag“, natürlich ist das Wort unruhig kein Adjektiv zur Klage, vielmehr beschreibt es die Unruhe im Volk.

### 3.2 Der 13. Bundesgenosse

Dieser Text erinnert in Inhalt und Ausdrucksweise stark an den ersten, weshalb er auch hier im Anschluss an diesen behandelt wird. Gerichtet ist die Flugschrift an die Schweizer, diese werden um Hilfe gebeten, ähnlich wie der Kaiser im ersten Bundesgenossen. Dabei wird an ihre besondere Bündnistreue und an ihren Eid appelliert. Ihnen wird als Klage vorgebracht, worunter die deutsche Nation leidet. Erwähnt wird, dass der Kampf bereits eröffnet ist. Des Weiteren werden die 15 Bundesgenossen vorgestellt und nochmals wird deutlich gemacht, warum der Schreiber sich an das Schweizer Volk wendet. Dieses wird in gewisser Weise auch als auserwähltes Volk bezeichnet, der Lohn Gottes wird ihm am Ende des Kapitels in Aussicht gestellt. Wie bereits gesagt, gleicht der 13. Bundesgenosse dem ersten. Es wird nicht ein einzelner Missstand herausgegriffen, wie das bei den Kapiteln, die unter Klage zusammengefasst werden, der Fall ist, sondern es werden, wie im ersten Bundesgenossen,

alle Missstände zusammengegriffen und dargestellt. Dies geschieht jedoch prägnanter und ohne Zuhilfenahme der häufigen Wiederholungen, die den einleitenden Text prägen. Eine weitere Gemeinsamkeit ist das Aufzeigen der Anführer, hinter die es sich zu scharen gilt. Es unterscheidet sich jedoch die Wertigkeit, die den einzelnen Personen beigemessen wird. Während im ersten Bundesgenossen Luther und Hutten die deutlichen Hauptfiguren sind, die von allen anderen abgehoben werden, wird Hutten im 13. Bundesgenossen gar nicht erwähnt und Martin Luther nur in einem Atemzug mit drei anderen Protagonisten.<sup>174</sup> Das Wort „*barfsüser*“ oder auch die „*obseruanzter*“, die zahlreich im ersten Bundesgenossen erwähnt werden, treten hier gar nicht auf, nur das Wort „*Curtisan*“ wird einmal erwähnt. Das Auserwähltsein des deutschen Volkes fehlt auf den ersten Blick, wird nur sehr kurz angesprochen.

*Nun hat got an gesehehn tütsche nation in grossen genaden, vnd vns leüt geschickt, die vnß wider wysen vff christlich lere vnd vff gmeinen nutz des gantzen lands ...*<sup>175</sup>

Man könnte sagen, es wird ersetzt durch einen ähnlichen Aufruf an die Schweizer. Hier sind es diese, die auf Grund verschiedener Eigenschaften hoch gelobt werden und als auserwählt bezeichnet sind.

*Dann ir ein güt behärtzigt volck sind vnd anhengig nach vermögen bekanter warheit.*<sup>176</sup>

*... ein starcken lyb, gehertzigt gemüt, ein forchtsamen namen in aller wält, ein beschlossenen land, ein erberen sinn vnd müet, ein göttliche narung von der erden vnd vych ...*<sup>177</sup>

Dieses Lob leitet bereits den Hinweis auf das Gottesgnadentum ein, das im nächsten Zitat deutlich wird.

*Vnd wir halten, got hab eüch darumb allweg sunderlich abgesündert von vnd für ander mensche, das er durch eüch, well ein mal sunderlich beschirmen seine gsatz.*<sup>178</sup>

---

<sup>174</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.91

<sup>175</sup> Ebenda S.92

<sup>176</sup> Ebenda S.92

<sup>177</sup> Ebenda S.93

<sup>178</sup> Ebenda S.93

Der Unterschied ergibt sich offensichtlich aus dem Adressaten. Bei den Schweizern, die als Kampfgenossen gewonnen werden sollen, steht die Erneuerung in Deutschland natürlich nicht an erster Stelle. Aus diesem Grund wird auch anders motiviert. Ehre und Treue stehen im Fokus, diese Begriffe werden ausführlich thematisiert. Genauer: Die Treue zu dem in der Taufe geleisteten Eid, in dem man gleichzeitig dem Teufel abschwört, ist von wesentlicher Bedeutung.

*Was ist eerliche vnd nötiger dann die sach, vmb der wir geschworen haben, das ist trew willfarung vnserem got, zu beschützen und behalten sein ewangelisch gesatz, vnd abgesagt sind sein des teüfels vnd aller siner gespänsten.*<sup>179</sup>

Auch wird hier mehr auf den Glauben eingegangen, der bedroht ist, zum Unterschied zum ersten Bundesgenossen, in dem der Fokus auf dem Gemeinwesen und dem Staat liegt, was sich wiederum durch den Adressaten erklären lässt. Eine weitere Gemeinsamkeit mit dem ersten Bundesgenossen, bei der es sich auch um eine Gemeinsamkeit dieser Gruppe, mit der Gruppe der Klagen handelt, stellt die Tatsache dar, dass der Papst und die Kurie noch nicht dezidiert als Verbündete der Feinde dargestellt, sondern noch als falsch informiert geschützt werden, obwohl bereits vor ihren Erlässen gewarnt wird. - Dies kann auch als Hinweis dazu dienen, 1 und 13, als auch 7+2+3+4+5 als Vorbereitung auf 8+9 aufzufassen, in der sich vieles radikal zuspitzt.

*...lassen eüch nit erschrecken bápstlich bull, ban, gebot vnd der glichen, dann die falschen verkehrer bringen vß solich brieff on deß bapst wissen vnd anderer fürsten...*<sup>180</sup>

### **Stilistische Besonderheiten**

Der Ton wirkt nicht so atemlos wie der im ersten Bundesgenossen, was mit Sicherheit daran liegt, dass die vielen Wiederholungen fehlen. Dennoch geht nichts an Dringlichkeit verloren, auch die Intensität des ersten Bundesgenossen wird hier wieder aufgegriffen. Anstatt der Wiederholungen wird sie hier jedoch durch eine Häufung an Adjektiven erreicht: „... eerloß, seeloß, trewloß, voll, fawl leüt ...“<sup>181</sup>

<sup>179</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.89

<sup>180</sup> Ebenda S.93

<sup>181</sup> Ebenda S.91

Ebenso gehäuft werden Substantive verwendet: „*aber die gältfresser, die leütschmäher, die selen verfürer ...*“ An diesen Beispielen wird deutlich, dass hier anstatt Fakten Worte wiederholt werden, was die größere Prägnanz und geringere Atemlosigkeit zur Folge hat, die zuvor erwähnt wurden.

### 3.3 Die Gruppe der Klagen

#### 3.3.1 Der andere Bundesgenosse

*Vom fasten der xl tag vor Ostern vnd anderen, wie do mit so jämmerlich wirt beschwärt das Christlich volck.*

Es gibt der Überschrift zufolge keinen direkten Adressaten. Das christliche Volk wird hier nicht angesprochen, vielmehr wird über sie berichtet. Man kann jedoch vermuten, dass es sich bei der Zielgruppe dennoch um das Volk handelt. Der zweite Bundesgenosse, oder wie die Formulierung im Text lautet, ‚Der andere Bundesgenosse‘, unterscheidet sich in Stil und Inhalt maßgeblich von seinem Vorgänger. Es handelt sich hier nicht um eine verzweifelte Klage, sondern um das Anprangern eines unnützen Brauches. Der Stil ist kühl und ironisch. Die Hast des ersten Bundesgenossen, die aus dem inneren Bedürfnis auf sofortige Maßnahmen der Veränderung hinweist, scheint im anderen Bundesgenossen nicht auf diese Weise durch. Vielmehr entsteht der Eindruck, dass sich der Schreiber von einem Brauch distanziert, der als Beispiel für eines der vielen Übel, verursacht durch den Einfluss Roms, entstanden ist. Gleich die Einleitung entwirft ein ironisches Bild, das den Wesen des Brauches darstellt. Jeder sei ohne Ausnahme zum Fasten angehalten! Doch schon im selben Atemzug wird unterstellt, dass jene, die den Pfaffen quasi als Bestechung zu sich nach Hause einladen, sich dadurch eine Befreiung erkaufen können. Deziert bestimmen also die Geistlichen, wie der Brauch aktiv umgesetzt wird. Nach Sympathie und Wohlverhalten wird entschieden, was Sünde ist.

*... allweg zû schaffen haben mit den leüten, so sy parnosisch im gewissen vrteilen vnd erschrecken.<sup>182</sup>*

---

<sup>182</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.12

Damit wäre auch bereits das erste Argument gegen den Brauch, besser gesagt gegen seinen Missbrauch, angeführt. Es folgen weitere Argumente: Der Hinweis, dieser Brauch sei in seiner gegenwärtig gelebten Form in der Bibel an keiner Stelle als Vorschrift erwähnt. (12;15 – 12;34) Dieses Thema wird etliche Absätze später ebenso ausführlich wiederholt. (14;21- 14,35) Weiters bezieht sich der Schreiber auf die praktische Umsetzbarkeit des Fastens in einem Volk, das hart arbeiten soll. (12;34 – 13;6) Mit dieser Thematik Hand in Hand geht der Verweis auf das christliche Wesen der auserwählten Nation, die sehr arbeitsam ist und nicht zur Völlerei neigt. (13,41 – 14;20) Gegenübergestellt wird dieser Volkscharakter dem orientalischen Wesen. An zwei Stellen wird versucht, das Fasten rein formal ad absurdum zu führen, einmal (13;30 -13;41) und (14;41) die erste angegebene Stelle ist, wie sich beim intensiveren Lesen herausstellt, nicht ganz widerspruchsfrei, aber mit Sicherheit wirkungsvoll.

*So müsten sy dann also predigen welche deren vyl vnd vyl entschuldigung käine haben, sind verbunden zů fasten by todt sünd, ...*<sup>183</sup>

In der zweiten Stelle heißt es, in Rom würde im Angesicht des Papstes und der höchsten Würdenträger ganz offiziell gegen das Gebot verstoßen.

*Dann ein vberträttung menschlichs gebot, mit wissen vnd schwigen der oberkeit zeigt an ein vffhören der verbündtnüß.*<sup>184</sup>

Bevor es zu einer seriösen Schlussbetrachtung kommt, wird wenig stichhaltig eine Reihe an bloß oberflächlich angeschnittenen Argumenten angeführt, alternierend mit solchen der Gegenseite. Diese Überhäufung spiegelt einerseits die Oberflächlichkeit der gegenwärtigen Handhabung dieses Brauches wider und will andererseits vortäuschen, es wäre eine endlose Diskussion, würde nicht jetzt von ihm das Entscheidende gesagt. Damit werden die Schlussworte eingeleitet (15; 4), in denen erörtert wird, was unter Fasten sinnvollerweise zu verstehen sei. Nämlich erstens die Mäßigung der sinnlichen Genüsse im Allgemeinen und zweitens die Notwendigkeit des zielgerichteten Fastens im Bezug auf geistige Versenkung im Gebet. Der Aufbau und auch die sprachliche Formulierung lassen vermuten, dass die Schrift nur vordergründig gegen einen Brauch gerichtet ist. Zu wenig Gewicht liegt auf der Sache selber, vor

<sup>183</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.13

<sup>184</sup> Ebenda S.14

allem wenn man diesen mit dem ersten Bundesgenossen vergleicht. Es ließe sich der Hinweis an das Volk herauslesen, es solle sich nicht durch Regeln von Rom leiten lassen. Diese werden als dem Wesen des Volkes fremd und als schädlich dargestellt. Es handelt sich also vielmehr um ein politisches Begehren als um ein religiöses. Im Schussteil klingt sehr deutlich das Thema 1 aus dem ersten Bundesgenossen an, nämlich die Verwirklichung Gottes Plans.

*... yn der begryfflichen finsternüß die Got verhengt hat zwey hundert jar lang vber die christenheit, vnd...*<sup>185</sup>

*Aber mercklich erbarmet sich got vber die wält zů vnseren Tagen do ewangelische fryheit lüchtet, vnd menschliche gesetz in irem grad abgestossen wirt.*<sup>186</sup>

### Stilistische Besonderheiten

Wie bereits erwähnt hebt sich der Tonfall wesentlich vom ersten Bundesgenossen ab. Der Stil schwankt zwischen harmloser Ironie und bissigem Angriff. Dies soll im Folgenden an dem Beispiel der Beschreibung der Mönche dargelegt werden.

*... von seim bychtvatter, den es vor faßnacht heimgeladen hab zů husß vnd im sein kragen gefült, vnd im verheissen dar zů ein gůt küchlin.*<sup>187</sup>

Ähnlich im Ton klingen Beiwörter wie „*buchvätter*“ und „*märlein prediger*“ (12; 21), oder „*gouckelman*“ (12;23). Einem härteren Ton entsprechen „*die vollen münch*“, oder die „*frässigen münch mit iren stratzenden büchen*“ (16; 11). An den angeführten Beispielen lässt sich auch eine gewisse Steigerung erkennen. Es lassen sich unter anderem Diminutive finden, die der Herabwürdigung dienen „*thorechte pfäfflein und münchlein*“ (14; 42). Ist dieser Angriff eher indirekt, so erfolgt der direkte nur zwei Zeilen weiter „*vnd macht ein esel den andern*“ (15;1). Des Weiteren ist der Text geprägt von erzählenden detailreichen Passagen. In 12, 31 bis 13, 12 wird sehr liebevoll geschildert, was der Boden zu Hause nach mühsamer Arbeit im Gegensatz zu dem des üppigen Südens hergibt.

<sup>185</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.16;2

<sup>186</sup> Ebenda S.16

<sup>187</sup> Ebenda S.12

*An vil orten müß man by grosser arbeit benüigig sein an kalten erbiß, bonen vnd durren byren, hutzlen genant.*<sup>188</sup>

Ebenfalls in erzählendem Stil ist die Stelle bei 12; 3, in der von einem Kardinal die Rede ist, der dem Papst die große Arbeitsamkeit der deutschen Nation geschildert habe. Hier einzureihen sind auch die Zeilen 14,101 -14; 12

*Also das schier ein erber man in der fasten nit gethar ein öffentlich ürtin haben mit sein mitbürgeren, ob in schon dar zů zeücht nit fraß, sunder meer bürgerliche bywonung oder innerlicher vnmüt vnd beschwerung des gemüts ...*<sup>189</sup>

### 3.3.2 Der 7. Bundesgenosse

Der siebente Bundesgenosse richtet sich ausführlich und in vielen Wiederholungen gegen den Brauch des Totengedenkens, obwohl der Titel „Lob der Pfarrer“ zunächst anderes vermuten lässt. Aber auch das Totengedenken scheint nur das vordergründige Ziel der Klage zu sein. Was nämlich in erster Linie angeprangert wird, ist der Missbrauch, der vor allem von den Bettelorden mit den gestifteten Gedenkfeiern getrieben wird, aus denen reichlich Einnahmen gezogen werden. Nebenbei lässt sich der Text als eine ausführliche Klage gegen das generelle Misswesen in den Klöstern verstehen. Das einfache Volk, das eindeutig die Zielgruppe der Schrift darstellt und schon in den Eingangsworten zum Schuldigen erklärt wird, wird jedoch nicht schlichtweg verurteilt, sondern eher belehrt. Der Text relativiert jede allzu harte Aussage im Anschluss. So heißt es etwa in 42; 1:

*... das in vylen stucken das gemein volck grössere sterck gibt den mißbrauchen durch ir häfftig anhangen vnd nachdruck...*<sup>190</sup>

Im Ausgleich steht in 43; 11

*Das teütsche christen geneigt sind den todten behilfflich sein, gefalt mir also wol, das ich begär yn allen predigen ernstliche vermanung geschehn zů solicher gotsamer früntschaft.*<sup>191</sup>

---

<sup>188</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.12

<sup>189</sup> Ebenda S.14

<sup>190</sup> Ebenda S.42

<sup>191</sup> Ebenda S.43



Es geht hervor, wie wichtig dieser Brauch dem Volk zu sein scheint, daher auch die Behutsamkeit, mit der gegen ihn vorgegangen wird. Ein ausdrücklicher Hinweis darauf 42; 2

*Es ist augenscheinlich, das in teütscher nation vier ding groß geacht werden. Das erst sind die Cerimonien genannt der todten volg, oder der begrebnüß brauch ...*<sup>192</sup>

Die anderen drei Dinge werden im Text nicht mehr erwähnt. Es lässt sich spekulieren, dass davon ausgegangen wird, diese seien dem Volk ohnehin präsent, da man, was die sonst so korrekte Arbeitsweise des Autors betrifft, nicht davon ausgehen kann, es wäre darauf vergessen worden. Möglich wäre auch diese in den andere Kapiteln zur Klage zu finden. Es würden sich die Kritik an den „Tagzeiten“ (4), an der Predigt (5+6) und an dem Fasten (2) anbieten, dezidiert angesprochen werden sie aber nicht. Ebenso hütet sich der dritte Bundesgenosse davor, die Gemeindegeistlichen in den Augen der Bevölkerung herabzusetzen. Daraus ergibt sich auch eventuell der Titel, er scheint nur zur Versöhnung gestaltet zu sein, ein tatsächliches „lob der Pfarrer vnd jrer nötigen Caplon“ ist der Text nämlich nicht. Denselben Zweck verfolgt demnach auch eine Stelle im Schluss 48; 3

*Die Pfarrer vnd ire nötige caplon vnd mithelffer achte ich aller eren wärdt, vnd in soll nötige hyloff trülich gereicht werden.*<sup>193</sup>

Interessant ist, dass, abgesehen von deren Erwähnung in Überschrift und Hauptteil, nicht von ihnen gesprochen wird. Psychologisch einfühlsam ist der Ton des Textes in den Stellen, die einen Appell an den einfachen Menschen darstellen.

*Syhe, so dein vatter vnd müter, geschwysterig, verwandten, fründ oder ein ander berüfft wirt auß dieser zeit, so lerert dich das liecht der natur vnd die sunn christenliches brauchs inen willig sein.*<sup>194</sup>

Im Anschluss an diese Stelle wird sehr schlicht ein Totengedenken beschrieben, wie es sein sollte. Äußerungen von Heiligen und Erzählungen aus der Bibel werden eingeflochten. Diese Schilderung wird danach noch einmal prägnanter zusammenge-

<sup>192</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.42

<sup>193</sup> Ebenda S.48

<sup>194</sup> Ebenda S.43

fasst. In Folge werden die Entartungserscheinungen ausführlich angeprangert, wobei mit den Bettelmönchen alles andere als behutsam umgegangen wird. Es fällt auf, dass in diesem Bundesgenossen der Ausdruck Bettelorden ausschließlich einmal vorkommt, hauptsächlich wird die Bezeichnung „tempelknecht“ verwendet, die im ersten Bundesgenossen nicht vorkommt. - Eventuell soll durch das verschieden verwendete Vokabular ein Unterschied im Schreiber angedeutet werden, der durch die 15 Bundesgenossen fingiert ist. Dem Volk soll klar gemacht werden, wie wenig für das viele hingeebene Geld in den Klöstern tatsächlich geleistet wird. Dies stellt eine deutliche Überschneidung mit den anderen Klagen dar. Die Mönche werden auch hier als faules Pack dargestellt, das hinterlistig dem Volk das Geld aus den Taschen zieht, in Verbindung mit Rom werden sie auch in diesem siebenten Bundesgenossen nicht gebracht. Der Stil ist einfach und ausführlich, gestaltet für ein volkstümliches Publikum. Im letzten Absatz wird er merklich prägnanter und appellativer, hier erscheint, wie im ersten Bundesgenossen, der Verweis auf den ausdrücklichen Wunsch Gottes zur Veränderung, auch auf seine Boten, als ein sichtbares Zeichen dafür.

*Sähen ir nit das eüch got die hand reicht vnd will euch hälffen, das ir mercken in dem, das got so vyl küner helden erweckt, welch schryen wider solichen mißbrauch vnd ir eer, lyb und güt wogen zû ewerem heil.*<sup>195</sup>

Das zusammenhanglos erscheinende Aufgreifen dieser Thematik und ein gewisser Stilbruch, sowohl im Vergleich zu dem übrigen Text als auch ein Wechsel in der Schreiberperspektive, sowie die Tatsache, dass der vorletzte Absatz durchaus bereits als Schlusswort empfunden werden kann, lassen die Vermutung zu, der letzte Absatz sei hinzugefügt worden. Der vorletzte fasst das Wesentliche des Inhalts noch einmal kurz zusammen und legt das Hauptgewicht auf einen positiven Ausblick, der Anschluss der folgenden Zeilen wäre demnach nicht erforderlich. Der angesprochene Wechsel der Erzählerperspektive lässt sich nicht erklären und beschränkt sich auf einen Satz:

*„aber aller anderen münch vnd pfaffen wäsen will mein gesell nit loben ...“*<sup>196</sup>

<sup>195</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.48

<sup>196</sup> Ebenda S.46

Im Text findet sich eine weitere Ungereimtheit, die nun prinzipiell an der Reihung des siebenten Bundesgenossen zweifeln lässt.

*... vnd im chor die tagzeit wie die atzlen taflent, da von mein gesell schriben wirt...*<sup>197</sup>

Es wird hier ein Ausblick gegeben auf etwas, das noch kommen soll, tatsächlich handelt es sich jedoch um einen Rückblick auf das im vierten Bundesgenossen behandelte Thema, was vermuten lässt, dass der ursprüngliche siebente Bundesgenosse noch vor dem vierten gereiht war, diese Reihenfolge jedoch geändert wurde. Aus welchem Grund das geschehen ist, bleibt offen, jedoch musste der Text ein neues Ende bekommen, um seinen neuen Nachfolger einzuleiten. Diese Vermutung geht einher mit der Annahme Luckes, der sich in seiner Arbeit ausschließlich um die Chronologie bemüht und diese mit dem Leben Eberlins parallelisiert, genauer gesagt geht die Annahme noch darüber hinaus, indem Lucke meint, der siebente Bundesgenosse sei sogar zeitlich viel früher entstanden als der achte oder sogar der erste Bundesgenosse. Im Unterschied zu Lucke, der seine Schlüsse aus der Kombination zwischen Lebens-Thematik und Text-Thematik zieht, ist diese Arbeit bemüht, textinterne Kriterien für das Ausfindigmachen der korrekten Reihung zu finden. Übereinstimmungen der Annahmen ergeben sich hier, wie auch an anderen Stellen aus völlig verschiedenem methodischem Vorgehen und unterstützen sich denn noch in gewisser Weise gegenseitig. Die aufgestellten Prämissen, gesetzt unter unterschiedlichen Gesichtspunkten, führen also zu ein und derselben Conclusio und weisen dieser somit einen hohen Wahrheitswert zu. Auch bei der anfangs gestalteten Metapher, die das utopische Bild beschreibt, ergeben sich klare Übereinstimmungen mit Luckes Reihung. Der erste Bundesgenosse steht für das die Durchbruchstelle, die nach dem Sammelbecken an Klagen folgt. Bei Lucke ergibt sich dieselbe Reihung, die er durch Eberlins Austritt aus dem Kloster und seine Verteidigung gegen den römischen Ankläger erklärt wird. Dies wird hier textintern durch das Überlaufen des Sammelbeckens an Klagen empfunden. In dieser Arbeit wurde zwar mit dem ersten Bundesgenossen begonnen, jedoch wurde darauf hingewiesen, dass er eindeutig mit dem 13. gemeinsam einen Punkt bildet und sich vom Stil des zweiten, der in der gesammelten Ausgabe auf den ersten folgt, stark unterscheidet und keine Verbindung aufweist.

---

<sup>197</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.47

## 3.4 Die Gruppe des Kampfes

### 3.4.1 Der 8. Bundesgenosse

In diesem Text ist eine deutliche Änderung im Tonfall nachzuweisen, der einen neuen Teil der Utopie eröffnet. Folgt man der zu Beginn deutlich gemachten Struktur der Analyse, wird mit dem achten Bundesgenossen der Teil eingeleitet, der die Entschlossenheit ausdrückt, für die Erneuerung zu kämpfen. Bedient man die anfangs erwähnte Metapher, handelt es sich um den Teil des Bildes, der die Gewalt des nun stürzenden Wasserfalls beschreibt. In der Einleitung wird die Tatsache, dass dem Volk Wahrheiten verschwiegen werden, angeprangert.

*... jr haben auch dem einfältigen volck verhalten rechten verstand göttliches gebot.*<sup>198</sup>

Um deutlich zu machen, was bei diesem Zitat mitschwingt, soll auch der Titel des achten Bundesgenossen genauer betrachtet werden.

*Warüb man Herr Gras mus von Roteroddam in Teütsche sprach transferiert. Warumb doctor Luther vnd Herr Vlrich von Hutten teütsch schreiben. Wie nutz vnd not es sy das solich ding dē gemeinen man für ko if.*<sup>199</sup>

Es folgt auf diesen Titel nicht etwa eine Begründung, wie sie angekündigt wird, sondern es folgt dem zunächst die zitierte Einleitung, in der dezidiert darauf hingewiesen wird, dem Volk müssten die Augen geöffnet werden. Unter Deutsch sprechen könnte verstanden werden, Klartext zu sprechen, dem volkstümlichen Sprichwort zufolge. Der restliche Text verfolgt dieses Ziel. Im Anschluss daran wird dem Volk ein Spiegel seiner eigenen Verführbarkeit vorgehalten. Mit Nachdruck wird hinzugefügt, dass diese größer sei als bei anderen Nationen.

*... vnß ist angeboren ein gloubhaftigkeit vnd einfaltigkeit, das wir meinen, andere wollten vnß so vngern betriegen ...*<sup>200</sup>

Damit wird der blinde Gehorsam gegenüber der Obrigkeit getadelt. Nebenbei: Der Hinweis und das Ansprechen dieser Eigenschaften, Gehorsam und dieses Verführ-

<sup>198</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.49

<sup>199</sup> Ebenda S.49

<sup>200</sup> Ebenda S.49

barkeit, lassen den Leser, der Kenntnis über den Zweiten Weltkrieg hat, kurz erschauern. Der tatsächliche Zorn richtet sich im Text jedoch nicht gegen diesen Volkscharakter, sondern gegen die Obrigkeit, die daraus schändlichen Nutzen zieht, hier dezidiert Rom und die Kurie.

*... vnd hat angericht die Italisch betriegery vnd vnstandhaftigkeit, auch ir vngotsame vnd see-  
losigkeit, sunderlich des Römischen hoffs antichristlicheit in vns zû bringen.<sup>201</sup>*

Das Zitat greift die erste Stelle im gesamten Werk heraus, in der ein direkter Angriff auf den Papst zur Sprache gebracht wird, wurde dieser doch bislang immer als schlecht informiert entschuldigt. Erst an dieser Stelle wird die Bombe platzen gelassen. Im Anschluss an diesen Angriff folgt ein Blick auf Fürsten und Kaiser und deren Beziehung zum Papst. Als Gegner des Papsttums werden, in geschichtlicher Reihenfolge, Heinrich der I, die Ottonen, Friedrich Barbarossa, Friedrich der II und Ludwig der Bayer namentlich erwähnt. Darauf folgt eine Geschichte der Bettelorden, von ihren guten Anfängen, den beiden Stiftern Franziskus und Dominikus, die übergeht in die Schilderung der Entartungserscheinungen und des Missbrauchs, dem dieses Mönchstum unterlag. Dabei wird auf die Verbindung zur Kurie verwiesen, die eingegangen wird, um sich Protektion und Gewinn zu verschaffen. Die Rolle Roms ist hier eindeutig als aktive dargestellt.

### **3.4.2 Der 9. Bundesgenosse**

Der neunte Bundesgenosse übertrifft an Umfang alle anderen, nur der erste und der zehnte sind annähernd so lang. Er wird durch eine sechszeilige, gereimte Verszeile eingeleitet. Der erste Absatz weist darauf hin, dass sich der Bundesgenosse, auf ausdrückliche Bitte der Klosterleute, zu ihrem Sprachrohr macht. Das Leben im Kloster wird mit dem der von Heiden und Türken geknechteten Christen verglichen. Als Ursache für die große Anzahl von Klosterleuten wird unter anderem angegeben, Rom ziehe so viel Geld aus dem Land, dass es vielen Leuten an einer anderen Einnahmequelle ermangeln würde.

---

<sup>201</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.49

*Dar zû die Romanisten sylber vnd gold vnd alles das kostlich vnd nutz bei uns ist, zû in vß vnseren landen ziehen, kompt es do zû, das wir vnser kind nit wol ziehen mögen, so wir sie nit gern geben in solichen vngewissen bättel...*<sup>202</sup>

Im Unterschied zu den Klagen wird hier über das Anprangern eines bestimmten Missstandes hinaus den Ursachen auf den Grund gegangen und die Thematik erweitert. Die folgenden Seiten im Text stellen eine drastische Schilderung, beziehungsweise eine Verächtlichmachung der hierarchischen Gepflogenheiten und der Lebensweise in den Klöstern, sowie des allgemeinen Charakters der Mönche dar. Die Nonnen werden nicht ausgenommen, aber als Opfer dargestellt. In gewisser Weise stellt dies eine Wiederholung von Abschnitten des dritten und vierten Bundesgenossen dar und wird geteilt in zwei Bereiche geschildert. Der erste Bereich beschäftigt sich mit dem als unmoralisch dargestellten Charakter der Mönche, der zweite Teil beklagt, dass die Glaubensfindung und die innere Einkehr in den Klöstern den Menschen in den Klöstern erschwert werde. Im Anschluss daran folgt eine politische Passage über die Verbreitung der Bettelorden in Deutschland. Es wird thematisiert, dass die Pfarrer in den Hintergrund gedrängt werden und die Bettelorden dadurch an Macht gewinnen. Einen Passage ist dem Franciscus, dem Stifter des Bettelordens, und seiner Regel gewidmet und entspricht einer Stelle im achten Bundesgenossen, außerdem wird auch im fünften Bundesgenossen auf den heiligen Franziskus Bezug genommen. Der Grundton scheint im achten ähnlich dem im neunten zu sein, jedoch ist der im fünften Bundesgenossen klar zu unterscheiden. Was noch ausführlicher besprochen werden soll, ist die Untermauerung und Begründung der Zuordnung der einzelnen Bundesgenossen zu den unterschiedlichen Teilen der Utopie, die durch die Überschriften „Klagen“ und „Kampf“ vorgenommen wurde. Diese unterscheiden sich stark durch ihren Stil, darauf wird noch genauer eingegangen werden. Der Stil ist auch bedingt durch den Adressaten, darauf wurde bereits mehrmals angespielt, jedoch haben der fünfte und der neunte Bundesgenosse denselben Adressaten und sind dennoch grundverschieden, daher zeigt sich an ihnen sehr deutlich, dass die Einteilung in die erdachten Gruppen begründbar ist. - Zuvor aber noch weiter im Inhalt des neunten Bundesgenossen. Nach der Diskussion um den Ursprung des Ordens folgen eine ausdrückliche Thematisierung der Einigkeit der Bettelorden mit der Kurie und das Bestreben, Macht und Reichtum in Deutschland zu erwerben. Vieles davon kennt der Leser aus anderen Kapiteln, neu ist der Hinweis auf die aktive Rolle

<sup>202</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.55

Roms. Die vielfach wiederholten Argumente gipfeln in der Aufzählung großer Männer, zu deren Schaden die Bettelmönche wirken würden. - Unter ihnen Johann Hus und Martin Luther. - Der Schluss wird eingeleitet durch eine Kapitulation gegenüber den Bettelorden.

*...doch mag man inen von wegen ir richtumb nit widerstand thûn so sind der bättelmûnch so vyl, das auch zû besorgen ist, man mög sy nit abthûn.*<sup>203</sup>

Nach dieser Feststellung der Ohnmacht folgt im Schlussteil eine Bitte, die zuerst inständig flehend wirkt und dann immer leidenschaftlicher und beschwörender wird. Eine Bitte um Verständnis für die Klosterleute und um deren freundliche Aufnahme und Unterstützung, wenn sie die Klöster verlassen, was als einzige Chance auf eine Änderung beschrieben wird. An dieser Stelle folgt nun der angekündigte Vergleich des fünften, achten und neunten Bundesgenossen. Durch die Gegenüberstellung von 5 und 9 soll die Gruppenzugehörigkeit deutlich gemacht werden und durch den Vergleich von 8 und 9 soll auch die Schwierigkeit thematisiert werden, die sich bei einem solchen Vergleich des Stils ergibt, der doch auch innerhalb der Gruppen auf Grund der unterschiedlichen Adressaten entsteht. Es wird trotz der genannten Problematik klar festzustellen sein, dass selbst Texte mit unterschiedlichen Adressaten, alleine dadurch, dass sie einer gemeinsamen Gruppe angehören, mehr Gemeinsamkeiten im Stil aufweisen als das Texte tun, die zwar denselben Adressaten aufweisen, aber in der Konstruktion der Utopie unterschiedliche Plätze einnehmen. Um den Vergleich greifbar zu machen, bedient man sich am besten solcher Passagen, die dieselbe Thematik aufweisen. Alle drei Bundesgenossen behandeln in einzelnen Sinnabschnitten den Ursprung und die Entwicklung der Bettelorden. Vergleicht man die Stellen im achten und im neunten Bundesgenossen, so fällt auf, dass der Stil im achten schlichter und erklärender ist als der im neunten. Die geschichtlichen und politischen Zusammenhänge werden erzählerisch aufbereitet. Typische Satzanfänge, durch die ein zeitliches Nacheinander hervorgerufen wird, weisen darauf hin.

*Dar nach fienge auch der theür jarmarckt mit dem ablaß an.*

*Als bald der bapst vnd sein hoff merckten ...*

*Do fiengen sie an mit den bättel örden ein packt treffen ...*

*Do fienge an der Byschoff vnd Pfrarrer gewalt minder zû werden ...*<sup>204</sup>

<sup>203</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.63

Im neunten Bundesgenossen, der an ein gehobeneres Publikum gerichtet ist, wird zunächst mit Fakten gearbeitet und die Anzahl der Bettelmönche angegeben „... deren in teütscland sind wol .XXIIIJ. tausent“<sup>205</sup> und es wird versucht, dieses Mönchtum an Hand von schriftlichen Beweisen herabzusetzen. Es wird auf Chroniken verwiesen. „Franciscus ist ein vngelert einfeltig mensch gesin ...“<sup>206</sup> Franziskus wird als inkompetent dargestellt, ironisch wird darauf hingewiesen, er habe zwei Regeln gemacht und eine davon verloren, später sei sie wiedergefunden worden. Dies habe Zwietracht zur Folge gehabt, da die beiden widersprüchlich sind. Das Beschriebene hat deutlich gemacht, welche Auswirkungen der Adressat auf die Gestaltung des Gesagten hat. Die Funktion des Inhalts bleibt gleich, es soll informiert und gleichzeitig zum Kampf aufgerufen werden, das Volk wird schlicht auf andere Weise informiert als die Obrigkeit. Neben diesen Unterschieden, die sich also rein auf den Adressaten zurückführen lassen, gibt es große Ähnlichkeiten im Stil der beiden. Sie weisen stellenweise einen sehr untergriffigen und beleidigenden Ton auf.

#### 9. Bundesgenosse:

*...do gegen flyssen sich die bättler, den bapst sein vnd der seinen fürnämern so hoch heben das es got gleich ist worden, vnd durch die bättler den Endtchrist ein güter wäg bereit ist worden.*<sup>207</sup>

*so vnuerdient den leüten sollen iren blütigen schweiß ab essen vnd do by des teufels werden ... Ja sie sind berait dem bapst und keiser leidts zu thün...*<sup>208</sup>

*Vil wäger wer ein tüfel kein eim zû huß dann diese bätteler.*<sup>209</sup>

#### Gleichlautend heißt es im 8. Bundesgenossen:

*... biß es do hin kummen ist, das wir woneten in der finsternüß vnd im schatten des todts.*<sup>210</sup>

---

<sup>204</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.50-51

<sup>205</sup> Ebenda S.59

<sup>206</sup> Ebenda S.59

<sup>207</sup> Ebenda S.60

<sup>208</sup> Ebenda S.61

<sup>209</sup> Ebenda S.62

<sup>210</sup> Ebenda S.51



*Durch solich ding ist das teütsch volk ventpfintlich verfürd worden von christlichem gsatz zur pabsttischem gsatz, von richtumb zû armût von warheit zûr von trew zû vffsatz, von redlicheit zûr btrogenheit, von mannlicheit zur wybischeit...*<sup>211</sup>

Typisch für diese Gruppe sind auch die Häufung von Substantiven und Adjektiven zur Erzielung von Intensität und Eindringlichkeit und die Verwendung von übertriebenen Vergleichen, die sich in den ersten beiden Zitaten erkennen lässt. Wie sich aus dieser Darstellung ergibt, liegt die Schwierigkeit darin, Unterschiede, die sich aus dem Adressaten ergeben, von denen zu unterscheiden, die durch die Zugehörigkeit zu einer anderen Gruppe bedingt sind. Demzufolge wird im Folgenden ein Vergleich zwischen jeweils zwei Texten mit demselben Adressaten angestrebt, die unterschiedlichen Gruppen zugehören, um damit Störfaktoren auszuschalten, die sich durch unterschiedliche Adressaten ergeben.

### **3.5 Begründung der Gruppenzugehörigkeit**

#### **3.5.1 Vergleich 5. und 9. Bundesgenosse**

Der fünfte Bundesgenosse soll an dieser Stelle auch zum ersten Mal inhaltlich thematisiert werden. Er wendet sich, ebenso wie der neunte Bundesgenosse, an die Obrigkeit. Diese wird dazu aufgefordert, größere Aufmerksamkeit auf die Besetzung der Predigerstühle zu richten. Leichter als mittels Gesetzen und Strafen sei das Volk durch die richtige Darbietung der christlichen Lehre zum Guten zu lenken, damit wird die Wichtigkeit dieser Forderung begründet. Außerdem geht es um die Darstellung der Kriterien, die einen guten Prediger ausmachen. Solche werden im Text aufgezählt. Im Anschluss folgen gesellschaftspolitische Bestimmungen, die die Dauer der Bestellung und die Bezahlung betreffen. Es wird eher zu einem Pfarrer als zu einem Mönch geraten, begründet durch den Einfluss des Ordens auf Letzteren. Dies leitet zu einer Warnung vor den Predigern aus den Bettelorden über. Es wird ausgeholt und über deren Entstehung und negative Entwicklung in Deutschland eingegangen. Die Darstellung gipfelt in dem Rat, Bettelmönche von Predigerstühlen fernzuhalten. Der nächste Abschnitt soll unmissverständlich die gute alte Lehre von der schlechten neuen trennen. Es wird deutlich von einer Zeit der Dunkelheit gesprochen, die die letzten dreihundert Jahre umfasst, eingeleitet durch die Lehre des Aristoteles. Jener

---

<sup>211</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.51

Aspekt ist durchaus interessant, weil sich daraus ergibt, dass die verherrlichende Rückblende einen greifbaren Raum bekommt. Wie in so vielen Utopien stellt dieser Verweis auf einen Idealzustand, der den Menschen einst gegeben war, eine Legitimation des Zukunftswunsches dar. Dieser wurde bei Eberlins Werk bereits kurz bei Abhandlung des ersten Bundesgenossen angesprochen und soll aber nun im Rahmen des 5. Bundesgenossen genauer betrachtet werden, da diese oft mystisch scheinende Rückblende (in anderen Utopien wird mit „einst“ oft das Paradies gemeint) hier historisch datiert wird. Ähnliches begegnet dem Leser schon im zweiten Bundesgenossen, in dem von zweihundert Jahren Finsternis gesprochen wird.

*dann sy geläbt haben, yn der bergyfflichen finternüß die got verhengt hat zwey hundert jar lang vber die christenheit ...*<sup>212</sup>

Das im Zitat stehende „sy“ bezieht sich auf Lehrer wie Thomas von Aquin, die innerhalb dieser Zeit der Finsternis fälschliche Bräuche zum Gesetz erhoben hätten. Der Unterschied von hundert Jahren, der sich zum 5. Bundesgenossen ergibt, wird dadurch relativiert, dass eine gewisse Erleuchtung im Bezug auf den Brauch schon hundert Jahre lang im Werden sei.

*... vnd got fleissig bitten vmb vnser erleuchtung, vnd got geweret sy an vnß, dann wol hundert iar lang vnd lenger hat ie meer vnd meer zü gnomen klein haltung solcher ceremonien...*<sup>213</sup>

Im 2. Bundesgenossen erscheint dieser Verweis auf die vorherrschende Finsternis jedoch im Rahmen einer Kritik an den gegenwärtigen Missständen und nicht, wie im 5. Bundesgenossen, als ein Verweis auf den davor liegenden Idealzustand, wodurch die Relevanz für die Darstellung dessen als konkreter Anhaltspunkt eines utopiestiftenden Kriteriums nicht im selben Ausmaß gegeben ist.

Zurück also zum fünften Bundesgenossen, wo man liest:

*...das er eüch anfahe predigen die ewangelisch vnd apostolisch lere mit vßlegung der alten lerer, Origenis, Chrisostomi, Augustini, Hieronymi, Bede etc. vnd der newen schül lerer zanck*

<sup>212</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.16

<sup>213</sup> Ebenda S.16

*vnderwegen lassen. Auch sich nit belad mit juristen oder Aristotelisch lere, die dem volck vil hindernüß bringen ...*<sup>214</sup>

Es wird eine klare Grenze zwischen der alten guten Lehre, die wieder aufleben soll, und der durch die Scholastik entstandenen Finsternis gezogen. Inhaltlich endet der 5. Bundesgenosse mit einer Zusammenfassung des Gesagten, einer motivierenden Aufforderung, zur Tat zu schreiten, und der Drohung mit Gottes Strafe, würden diese Worte ignoriert werden. Zum Vergleich mit dem neunten Bundesgenossen bietet sich an, auf die Thematik einzugehen, die sich in den beiden überschneidet, nämlich die Entwicklung der Bettelorden und ihre Ausbreitung in Deutschland. Im 5. Bundesgenossen findet man diese Schilderung ohne direkten Angriff. Es entsteht der Eindruck, dass der Text vermitteln soll, der Leser solle selbst zu einer Entscheidung kommen. Das geschieht durch Anspielungen, die durch die folgenden Zeilen deutlich gemacht werden sollen. Der Ton bleibt gemäßigt, im Vergleich zum 9. Bundesgenossen harmloser.

*„Ewer voffaren haben auß barmhertzigkeit angenommen bättel münch vnd sie lassen buwen kleine wonungen vnder eüch, ...*<sup>215</sup>

Dem folgt eine Anspielung auf die Demut und Einfalt im Ursprung.

*„Do hin ist kummen das sy vnmässige heüser vnd kirchen buwen...*<sup>216</sup>

Sodann gibt es eine Anspielung auf die Entwicklung ihrer Macht. Der neunte Bundesgenosse äußert sich einerseits im Ganzen ausführlicher zu diesem Thema, den wesentlichen Unterschied stellt jedoch der rauere Tonfall dar.

*...aber christlich ewangelisch lere ist ein gespöt by inen geachtet als ein brunn der ungehorsam...<sup>217</sup>*

Genau parallel geht die Stelle über die Entwicklung der Bettelorden, ihr ist jedoch fast der dreifache Umfang gewidmet. Die hier deutlich größere Eindringlichkeit wird also auch durch Ausführlichkeit erreicht. Reihung der Argumente, die im 5. übersicht-

<sup>214</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.33

<sup>215</sup> Ebenda S.32

<sup>216</sup> Ebenda S.32

<sup>217</sup> Ebenda S.58

lich und linear ist, wird im 9. übereilt und führt zu einer Anhäufung an Inhalten und Gedanken. Die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung beginnt auch hier mit dem Verweis auf deren einstige Demut und Schlichtheit, wird aber weiter ausgeführt in einer Verächtlichmachung des Gründers (siehe Vergleich 8. 9. Bundesgenosse: zwei Regeln), dem eindeutig das Attribut der Dummheit zugeschrieben wird. Allein diese Ausführung greift die Orden viel direkter und mit drastischeren Mittel an. Auf deren Unwissenheit wird auch in weiterem Verlauf mehrmals verwiesen.

*...kein gelert man hat ie mögen by irem bürischen läben ein fürgang haben ...*<sup>218</sup>

Nicht nur als dumm werden sie bezeichnet, sondern auch als zwieträftig.

*... wie des bapst brieff kammer vnd aller byschoff Cantzlyen mögen mit kriegs briffen bewysen, die vber ire zanck gemacht sind worden.*<sup>219</sup>

Wesentlicher Kritikpunkt ist der Pakt mit Rom, auf den bereits ausführlich eingegangen wurde. Die gesamte Kritik wird zweimal wiederholt, wobei die erste Wiederholung eher als Zusammenfassung aufgefasst werden kann, die nächste (ab S.61; 4) ist eine Zuspitzung des Gesagten, gespickt mit sehr scharfen Angriffen. Es wird ihnen zum Beispiel unterstellt, sie wären bereit, selbst dem Kaiser und dem Papst zu schaden, um sich selbst zu nützen. Äußert demütigend erscheint eine Passage, in der ein Angehöriger des Ordens zu Wort kommt, der einen Einblick in ihr ungeordnetes Leben gibt.

*...jre leybrüder oder conuersen, die sy annmen an stat der knecht, die hörschen gewaltiglich vnder yn, ... mit spot vnd mitlyden der wält leüt.*<sup>220</sup>

Sie ließen sich demnach von niedrigen Menschen knechten und würden ihrer nicht Herr. Die Wiederholungen und das Greifen zum Stilmittel der Anapher sind jedoch nicht so ausgeprägt wie beim volkstümlichen 8. Bundesgenossen, ebenso wenig die Anhäufung von Substantiven und Adjektiven (siehe Unterschiede im Adressaten). Im 9. Bundesgenossen werden diese Stilmittel durch die Häufung von Argumenten und Wiederholungen ersetzt. Deshalb tritt der Gruppenunterschied nicht so deutlich zu

<sup>218</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.60

<sup>219</sup> Ebenda S.61

<sup>220</sup> Ebenda S.62

Tage wie etwa beim Vergleich der volkstümlichen Bundesgenossen, wie dem 4. und dem 8., der nun folgen soll. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die rein stilistischen Unterschiede der Texte, die an die Obrigkeit gerichtet sind, aber verschiedene Gruppenzugehörigkeit aufweisen, Folgende sind: Die Texte, die der Gruppe des Kampfes zugeordnet werden, weisen sowohl größere Ausführlichkeit, also zahlreiche Argumente zum selben Thema, als auch Wiederholungen der Themen auf und sind im Tonfall schärfer und angriffslustiger als jene Texte, die der Gruppe der Klagen zugeordnet werden.

### 3.5.2 Vergleich 4. und 8. Bundesgenosse

Dem Vergleich vorangestellt, soll der folgende Abschnitt ausschließlich dem vierten Bundesgenossen gewidmet sein, da dieser inhaltlich noch nicht abgehandelt wurde. Er gehört zur Gruppe der Klagen. Der Text wendet sich gegen den Brauch des „Tagzeit-Betens“, Gebete, die zu bestimmten Zeiten des Tages gesprochen werden sollen. Im Zentrum steht die negative Entwicklung der Aufgabe von Klöstern und Stiften. Von ihrer ursprünglichen Widmung, als Stätten der Gelehrsamkeit und Orten der Armen und Krankenpflege, passiert ein Wandel hin zu reinen Gebetsstätten. An dieser Stelle soll genauer auf den sehnsüchtigen Rückblick eingegangen werden. Es handelt sich hierbei um einen Aspekt, der immer wieder in Zusammenhang mit der gewünschten Erneuerung vorkommt. Sinnbildend sind auch die innig klingenden Satzanfänge überall dort, wo dieses Motiv der glorreichen Vergangenheit zur Sprache kommt.

*Es ist güt zů gedencken wie solich ort, die wir nannen styfft vnd klöster sind angefangen worden in gstat der schülen, do man lernet kunst vnd weißheit, do die meister verdienten lon hetten vnd arme gesellen auch vffenhaltung irer narung, wölche do studieren wollten,...<sup>221</sup>*

Angeklagt wird, dass nicht etwa die innere Einkehr oder die christliche Lehre, sondern der mechanische Ablauf vordergründig wäre und zudem auch dessen Ausweitung die ursprünglichen Aufgaben der Klöster fast vollständig in den Hintergrund gedrängt hätte. Diese Entwicklung stehe im Widerspruch zur evangelischen Lehre.

---

<sup>221</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.24

*Das Gebot gots von der niessung eigener hand arbeit, ist grösser dann aller menschen vuffsatzung.<sup>222</sup>*

Schuld an dieser Entwicklung, hin zur reinen Beschaulichkeit, wird auch dem Volk gegeben, da dieses durch Geldzuwendungen die Arbeit in Klöstern nichtig mache. Es folgt die direkte Aufforderung, sich nicht von der Vorschrift zum Tagzeitengebet von anderen Aufgaben abhalten zu lassen, mit der Beifügung, schlimmstenfalls das Kloster zu verlassen. Auch enthält der Text eine Empfehlung, wie oft alleine und in Gesellschaft gebetet werden soll. Das Ende bietet einen Rückblick auf die Vergangenheit, hinsichtlich der Gebräuche in Klöstern, speziell im Umgang mit dem Gebet. Ein gereimter Fünfzeiler bildet den Abschluss des Textes.

*Das gbät das vnß christus hat gleret,  
Hat man in syben zyt verkör,  
Die man allein spricht vß dem gydt,  
Die Lieb deß nächsten btracht man nüt.  
Wirt rächen got yn jäner zit.<sup>223</sup>*

Die gesamte Thematik des voranstehenden Textes findet man in diesen kurzen Zeilen poetisch verpackt. Die Weissagung der Rache Gottes wurde zuvor noch nicht angesprochen, ist also nicht in den Haupttext eingebunden und mag daher eher eine Betrachtung von außen darstellen. Der Stil des 4. Bundesgenossen ist volkstümlich und entspricht dem Adressaten. Es wird ausführlich wie in einer Erzählung geschildert, wie es einst war und wodurch es zu einer negativen Entwicklung kam. Stellenweise geschieht das sehr detailreich. Akribisch werden alle Berufe und Pflichten aufgezählt, die von den Tagzeiten entbinden. Beispiele werden angeführt, die Anlass geben könnten, ein schlechtes Gewissen zu haben, doch hat es den Anschein, als würde man diese im selben Atemzug entschuldigen.

*Item so ainer von nötigem geschäft wegen vber feld zücht, ist er nit schuldig das zyt büch mit im zû, er halt sich in anderen dingen erberlich vnd christlich ist im gnûg.<sup>224</sup>*

*Halt nit dar für das du ein besser wärck thüest, so du by den tag zyten bist, dann so du din acker seiest oder matten meist.<sup>225</sup>*

<sup>222</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.26

<sup>223</sup> Ebenda S.29

<sup>224</sup> Ebenda S.27

Die Argumentation ist ruhig und klar und dient eventuell auch der Beruhigung der Unsicherheit, die durch diese Kritik an religiösen Bräuchen vermeintlich entsteht. Wiederholungen dienen nur der Zusammenfassung des Gesagten. Dadurch wirkt die Struktur übersichtlich und logisch entwickelt. Nirgendwo ist die aggressive Eile zu spüren, die den Texten der Gruppe Kampf innewohnt. Als „*thorheit*“ wird die Sitte schon in der Einleitung beschrieben, sie verschlinge viel Zeit und Geld.

*Ir thorechten teütschen wie lang wolt ir blind sein vnd ewer güt vnd arbeit so vbel anlegen, wann man allein tag zeit singt an eim ort, so tawret eüch kein kost do hin zû geben...*<sup>226</sup>

Einen ganz anderen Eindruck vermittelt der achte Bundesgenosse – auf den Inhalt wurde schon ausführlich eingegangen. Der Stil wurde auch bereits thematisiert, indem er mit dem neunten Bundesgenossen verglichen wurde. Herausgearbeitet werden sollte bei diesem Vergleich der Unterschied, der durch die verschiedenen Adressaten bedingt ist. Im Rahmen des nun angestrebten Vergleichs zwischen 4 und 8 soll der Unterschied durch die verschiedene Gruppenzugehörigkeit begründet werden. Der vierte und der achte Bundesgenossen weisen also denselben Adressaten auf und sind dennoch im Stil unterschiedlich. Auch im 8. Bundesgenossen ist die Entstehung der Missstände leicht verständlich dargelegt, hier wird aber der Einfluss Roms bereits offen angesprochen. Die Einleitung übersteigt die des vierten Bundesgenossen in der Länge schon um das Doppelte und an ihrem Ende steht ein Satz, der den Ernst der Lage deutlich unterstreicht. Im vierten ist, wie bereits zitiert, von den „*thorechten*“ Deutschen zu lesen, im achten hingegen heißt es deutlich drastischer.

*...biß es do hin kummen ist, das wir woneten in der finsternüß vnd im schatten des todts.*<sup>227</sup>

Schon im Absatz davor werden Stilmittel eingesetzt, um diesen Paukenschlag vorzubereiten.

*...das sie vmb aigen gesuch bereit waren auß dem bapst ein got machen, vnd auß seim hoff ein hymelreich, auß der falscheit ein warheit, auß nichts etwa.*<sup>228</sup>

---

<sup>225</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.27

<sup>226</sup> Ebenda S.25

<sup>227</sup> Ebenda S.51

<sup>228</sup> Ebenda S.50

Es handelt sich hier um eine Klimax, die durch die Anapher „auß“ verbunden ist. Auf eine Wiederholung des Themas folgt abermals ein Paukenschlag, der durch eine Reihe von Antithesen Wirkung erzielt.

*Durch solich ding ist das teütsch volck vnentpfintlich verfürd worden von christlichem gsatz zû pabstischem gsatz, von rychtumb zû armût , von warheit zû falscheit, von trew zû vffsatz, von redlicheit zû btrogenheit, von mannlicheit zû wybischeit ....<sup>229</sup>*

Unmittelbar darauf folgt das Thema 1 des ersten Bundesgenossen (Gottes Plan) und darauf das Thema 2 (Gottesboten). Die nächsten Absätze stellen einen atemlos wirkenden Wechsel zwischen der Verherrlichung dieser Boten und der Warnung vor deren Gegnern dar. Diese Form der in sich verschlungenen Gegenüberstellung wird im Text auch ein zweites Mal eingesetzt und erstreckt sich über zwei Seiten. Das Ende birgt eine Drohung, die an das Alte Testament angelehnt ist.

*...wirt got ein mol vber sie verhängen, wie vber Pharao vnd sein volck, das sie gantz vnd agr vßgetilckt werden ...<sup>230</sup>*

Deutlich wird damit die Zugehörigkeit des achten Bundesgenossen zu der Gruppe der Kampfschriften.

### 3.6 Gruppe der Hoffnung

Im Rahmen der Utopie kommt es im Anschluss an die Betrachtung des Kampfes, der in der Ausgangs-Metapher das Herabstürzen des Wasserfalls darstellt, weiter zu dem ruhigen Fluss, in dem sich alles, was zuvor aufgebrochen war, nun vereint und eine Richtung bekommt. Es handelt sich um den Teil der Hoffnung, die einer jeden Utopie innewohnt. Wie bereits eingangs angekündigt, sollen unter der Überschrift Hoffnung der 10., 11., 12. und 15. Bundesgenosse zusammengefasst werden.

Diese Ruhe, die Klage und Kampf ablöst, entsteht aus der Hoffnung auf eine positive Zukunft. Diese nimmt sowohl im zehnten als auch im elften Bundesgenossen ein Bild an. Die Texte widmen sich der Beschreibung eines Idealstaates. Dieser trägt den Namen „Wolfaria“ und wird als reales Beispiel fingiert. Ähnlich wie bei Morus be-

<sup>229</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.51

<sup>230</sup> Ebenda S.54



kommt auch bei Eberlin die Hoffnung durch diesen Verweis auf eine in der Realität angesiedelte Gemeinschaft mehr Legitimation. Die Einleitung birgt einige Schwierigkeiten im Verständnis und wird dadurch aber zur Schlüsselstelle der Rezeption des folgenden Abschnittes. Im Titel wird auf einen Boten aus dem Land Wolfaria hingewiesen, der Psitacus heißt und Statuten überbringt, dieser ist jedoch nur in den beiden Titeln (10, 11) zu finden. In der Einleitung des 10. Bundesgenossen treten die Hauptleute und Ringmänner des Landes Wolfaria als Verfasser dieser Statuten auf. Unklar bleibt die Rolle des 10. Bundesgenossen, der im ersten Satz ausdrücklich als Schreiber ausgewiesen ist.

*...ich zähender bundtsгноz will eüch allen ze güt fürhalten das erlich regiment zû wolfaria das alo lutet. Wir houptleüt und ringk männer des landts wolfaria thünd kund aller menglich, so diß vnser statut, satzung vnd ordnung läsen...*<sup>231</sup>

Zwei unterschiedliche Lesarten ergeben sich durch die Interpretation der Interpunktion. Liest man den Punkt nach „lutet“ tatsächlich als einen solchen, dann erscheinen die 15 Bundesgenossen als Hauptleute und Ringmänner des imaginären Staates. Liest man ihn als Doppelpunkt, so wäre der gesamte folgende Text als eine von außen überbrachte Schrift aufzufassen. Diese Unklarheit erklärt sich realistischer als Verschlüsselung denn als pure Ungenauigkeit in der Darstellung. Eindeutig verschlüsselte Codes lassen sich öfters am Ende der verschiedenen Bundesgenossen finden, auch am Ende des 11. Bundesgenossen. In Ausnahmen stehen diese auch zu Beginn, wie etwa im dritten Bundesgenossen, oder am Anfang des 6. Bundesgenossen. Dabei handelt es sich um Buchstabenkombinationen, die im wissenschaftlichen Diskurs sehr unterschiedlich gedeutet werde. Darauf soll an späterer Stelle genauer eingegangen werden. Vorweggenommen werden soll jedoch der Code, der das Ende des 11. Bundesgenossen darstellt. In Hinblick auf das Rätsel um die textinterne Autorschaft, das in der Einleitung des 10. Bundesgenossen entsteht, ließe sich dieser Code als Erweiterung dieses Rätsels auffassen. Hinter den Buchstaben M W V H könnte sich der Satz „Mein Wort und Hoffnung“ verbergen, somit würde sich auch Eberlin selbst mit ins Spiel bringen. Deutlicher wird diese Vermutung durch die Schlussworte: „*Ach mich verlangt.*“<sup>232</sup>

<sup>231</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.66

<sup>232</sup> Ebenda S.83

Ein weiteres Rätsel rankt sich um Ort und Datum dieser Statutendarlegung und bildet den letzten Satz.

*Datum in vnser houp stat Wolffeck, in Monat Gütwyle, im jar do man den bättel münchen die kuttten staubt.*<sup>233</sup>

Sehr deutlich wird hier der fiktive Charakter dieser beiden Texte.

### 3.6.1 Der 10. Bundesgenosse

Den Inhalt des 10. Bundesgenossen bilden Vorschriften für das kirchliche Leben. Vieles davon entspricht dem, was die Reformation am katholischen Glauben verändert hat. Wie etwa die Abschaffung der „Ohrenbeichte“, Krankenölung, Priesterweihe, Firmung als Sakrament, Ehe, Bilder und Schmuck in der Kirche werden abgelehnt. Wo das religiöse Leben in den Alltag eingreift, werden detailliertere Empfehlungen abgegeben. Zum Beispiel werden die Feiertage genau festgelegt und beschrieben wird, wie sie zu verbringen seien, die Zahl der Pfarrer und deren Besoldung wird genau festgesetzt. Es gibt eine genaue Anleitung, wie die Verringerung der Zahl der Geistlichen mit der Zeit gelingen könne. Wo zentrale Themen der Klagen angesprochen werden, wie: Fasten, Tagzeiten, Totengedenken und Barfüßer, fallen Stilbrüche auf.

*So das geschmeiß vnd vngeseüfer der pfaffen, münch vnd nunnen, die on zal sind worden, füglich abgang, ist vnser verbot, man söll ...*<sup>234</sup>

Eine solche Ausdrucksweise passt nicht in den sachlichen Rahmen der übrigen Statuten. Die betreffenden Vorschriften sind bei Zuwiderhandeln auch mit auffallend harten Strafen belegt.

*Alle bättel münch soll man gar ab thûn by verlust deß läben ...*<sup>235</sup>

*Wir verbieten by kopff abhowen, das man das volck kein ander gebät lere dann das heilig pater noster.*<sup>236</sup>

<sup>233</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.83

<sup>234</sup> Ebenda S.72

<sup>235</sup> Ebenda S.69

<sup>236</sup> Ebenda S.73

Das Ende bezieht sich auf eine Strafandrohung, die bereits in der Einleitung zur Sprache kommt. Ihr Ausmaß ist aber in Relation zu den für einzelne Gesetze festgelegten Strafen eher gering.

*... zů den wir euch alle verbinden by straff deß schmach worts eines vngeordneten vngotzsamen burgers.*<sup>237</sup>

Der 10. Bundesgenosse widmet sich der Neuorganisation der Kirche und wird dort detailreich, wo es um praktische Vorschriften für das Alltagsleben geht. Der 11. Bundesgenosse, der noch analysiert werden wird, ist ähnlich strukturiert, beschäftigt sich aber abgesehen vom Alltagsleben mit einem Staatsmodell. Diese beiden Texte werden im literarischen Diskurs als die Utopie des Johann Eberlin hervorgehoben. Dass ich mich dieser Meinung nicht anschließen möchte, sondern Eberlins gesamte Schrift als Utopie betrachte, wurde bereits gesagt. Velten reiht die beiden Texte unter die performativen Utopien, ebenso wie: die `Tiroler lanndsordnung´ Michael Gaismairs, oder Hans Hergots `Von der newen Wandlung eynes christlichen Lebens´ und Pamphilus Gengenbachs Dialog `Von drien Christen´, außerdem die Predigten und Sendbriefe Thomas Müntzers. Velten unterscheidet die literarische Utopie von der performativen und beschreibt Letztere wie folgt.

Während die erste Gruppe eine literarische Modellbeschreibung, meist in der Präsentationsform eines Reiseromans vornimmt, bedient sich die zweite Gruppe des Pamphlets, um ein revolutionäres Aktionsprogramm in die Tat umzusetzen.<sup>238</sup>

Es ist für mich jedoch nicht verständlich, dass Velten einzig den 10. und 11. Bundesgenossen herausgreift und diese performative Utopie nennt, welche er als Pamphlet bezeichnet und jener Gruppe gegenüberstellt, die als Modellbeschreibung dargestellt ist. Das ergibt wenig Sinn, denn beim 10. und 11. Bundesgenossen handelt es sich um eine Modellbeschreibung, wenn man so will als Auftakt auch in der Form eines Reiseberichts. Das wörtlich „revolutionäre Aktionsprogramm“ findet sich bei Eberlin wohl, jedoch in allen anderen Bundesgenossen mit Ausnahme des 10. und 11.

<sup>237</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.66

<sup>238</sup> VELTEN (s. Anm. S.50) S.533

### 3.6.2 Der 11. Bundesgenosse

Die Besonderheit dieses Textes liegt darin, dass dieser sich einreihen lässt unter die wenigen damals existenten Schriften zur Staatsverfassung. Was ihn jedoch von beinahe allen übrigen, abgesehen von einer Ausnahme, abhebt, ist das Postulat eines allgemeinen, aktiven Wahlrechts. Das passive Wahlrecht bleibt jedoch auch hier ausdrücklich dem Adel vorbehalten, der als einzige gesellschaftliche Schicht dazu berechtigt ist, öffentliche Ämter zu bekleiden. Keines dieser Ämter ist jedoch vererbbar. Die Geistlichkeit wird ausdrücklich von jedem Staatsamt ausgeschlossen. Der Text entwirft eine genaue staatliche Hierarchie, deren Besonderheit vor allem darin liegt, dass er der Stadt große Bedeutung beimisst, was in der damaligen Zeit unüblich war. Günther Heger widmet sich in seiner Schrift zur Rechtsgeschichte ausführlich diesem Staatskonzept und betont vor allem diese angeführten Besonderheiten. Darüber hinaus weist er auch auf den Dualismus des Systems hin.

Insgesamt gesehen, stellt sich Eberlins Verfassungsmodell in revolutionärer Einfachheit und bestechender Klarheit dar. Die Idee, alle Herrschaftsgewalt im Reich, ihre Ausübung auf jeder Stufe des Staatsaufbaus alleine aus allgemeinen Wahlen zu begründen, ist die großartigste Leistung Eberlins. Sie hebt sein Werk heraus aus der Fülle vergleichbarer Reformschriften und ähnlicher Pläne zur Erneuerung des Reichs. Darin besteht Eberlins Verdienst nicht so sehr in der Originalität geistiger Urheberschaft. Denn im Prinzip war diese Idee nicht neu.<sup>239</sup>

Was das Verfassungsmodell betrifft vergleicht Heger Eberlins Werk hauptsächlich mit drei weiteren Schriften. Zwei davon entstanden im Verlauf des Baseler Konzils: die `Concordantia catholica´ des Nicolaus von Kues und die anonyme `Reformatio Sigismundi´. Als drittes Werk zieht er ebenfalls ein anonymes Werk heran, das erst Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden ist: `Der Oberrheinische Revolutionär´. Texte aus der Revolutionszeit selbst zieht Heger zu einem solchen Vergleich nicht heran, obwohl er ausdrücklich erwähnt, dass eine wahre Schwemme solcher Schriften zu dieser Zeit existiert. Aus der Tatsache, dass alle drei oben genannten Vergleichsschriften ebenfalls eine Legitimation der Herrschaft durch die Beherrschten fordern, bringt Heger zu der Aussage, die Eberlinsche Konzeption des allgemeinen Wahlrechts sei nichts absolut Neues. Diese Legitimation der Herrschaft fände aber ihre Erfüllung in der Wahl des Königs durch die Kurfürsten. Heger räumt jedoch selbst ein, dass dieser Anspruch rein theoretisch bleibt:

---

<sup>239</sup> HEGER (s. Anm. S.35) S.68

...weil Cusanus gleichzeitig die Delegation der Wahlausübung auf einige wenige, nach altem Herkommen auf die Kurfürsten als Repräsentation des Gesamtvolks zulässt.<sup>240</sup>

Bei dieser Feststellung stützt sich Hegler auf zwei Schriften von Gerhard Kallen, die sich dem Staatsdenken widmen. Weiters auf Peter Pernthaler, Nikolaus Grass und Andreas Bosch. Hegler gibt zu, dass die konsequente Durchführung des Gedankens nicht stattfindet.

Die Beschränkung des Wahlprinzips auf die Bestimmung des Königs bzw. Kaisers durch die Kurfürsten erscheint, gemessen am theoretischen Ansatz der Lehre von der Volkssouveränität, inkonsequent. ... Sie war vielmehr eine vollständige Aushöhlung und Negierung der ihrer Idee nach allgemeinen Wahlberechtigung.<sup>241</sup>

Im Gegensatz dazu spricht Eberlin an zwei Stellen seines Textes von direkten Abstimmungen durch das Volk. Schon in der Einleitung zum 11. Bundesgenossen heißt es, vor der Einführung der neuen Ordnung sei eine Befragung nötig.

*... man sol vorhin solich ordnung vmbfüren in alle vogtyen vnd das volck fragen ob es im gefall*  
...<sup>242</sup>

Noch auf derselben Seite steht:

*Kein oberhand soll gewalt haben etwas zů thůn on hylff vnd rat deren, so vom hauffen der vnderthon dar zů gesetzt oder geordnet sind.*<sup>243</sup>

Wichtig scheint auch die Passage:

*Kain obgemelt ampt sol geerbt werden, ... aber wirt von allen vnderthonen erwelt ...*<sup>244</sup>

Interessant ist also, dass es sich bei diesen wenigen Seiten der Schrift um ein wirklich zukunftsweisendes und für die damalige Zeit sehr originelles Konzept handelt. Auf

<sup>240</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.69

<sup>241</sup> Ebenda S.70

<sup>242</sup> Ebenda S.75

<sup>243</sup> Ebenda S.75

<sup>244</sup> Ebenda S.76

die Endzeilen des 11. Bundesgenossen wird in Folge noch genauer eingegangen werden.

### 3.6.3 Der 12. Bundesgenosse

Dieser Text führt die im 10. Bundesgenossen geforderten Änderungen im Klosterleben breiter aus. Vordergründig stellt er eine Antwort auf den neunten Bundesgenossen dar, der militant die Missstände in und um die Klöster anprangert. Im Unterschied dazu wir hier eine andere Perspektive eingenommen, hinter der die Sicherheit steht, dass nun alles besser werden würde. An manchen Stellen tritt der Schreiber wie ein Gesetzgeber auf.

*...mit dieser gschrift verbieten wir allen vnseren mitburgeren kein almüsen geben den bättel münchen, als lang als sy die kutten tragen.<sup>245</sup>*

*Wir verbieten, das on eins vogt vnd gericht sunder vrloub kein mensch meer soll in die klöster kummen.<sup>246</sup>*

Die Schrift wiederholt die Grundzüge des in den Statuten bereits Dargelegten, wie etwa die Unterstellung der Klöster unter die weltliche Macht, die Abschaffung der Gelübde, die Einschränkung des Tagzeitbetens und des Geldflusses für Messen und Trauerfeiern. Trotz dieser großen Radikalität in der Veränderung wird sorgfältig abgewogen und auch den wirtschaftlichen Folgen Rechnung getragen. Auch lässt sich an manchen Stellen ein gewisses psychologisches Verständnis für den einzelnen Menschen erkennen, der die Wirkung der Veränderungen zu spüren bekommt.

*Wir lassen auß gnaden nach, das man in den stifften singe die tag zeit, vnd das von gemeines irsals wegen des volcks, doch verhengem wir das vngern.<sup>247</sup>*

Diese und ähnliche Textstellen lassen sich als versöhnliche Milderung der Umstände lesen. Kategorisch bleibt der Text hingegen an Stellen, die sich auf den Umgang mit den Bettelorden beziehen.

<sup>245</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.84

<sup>246</sup> Ebenda S.85

<sup>247</sup> Ebenda S.87

*By schand vnd schaden verbieten wir, das für hin nieman soll in die bättel örden kumen, als wenig als in ein hur huß.<sup>248</sup>*

Das „Wir“ des Gesetzgebers, das Lucke als pluralis maiestatis deutet, ist sowohl typisch für den 12. als auch den 10. und 11. Bundesgenossen, wird aber nicht konsequent durchgehalten und mancherorts, wie etwa in der Einleitung dieses 12. Bundesgenossen, durch ein „Ich“ unterbrochen.

*Mit grossem willen thû ich diß botschafft den frummen leüten in klöstern ...<sup>249</sup>*

Die Schlussworte des Textes werden, wie auch die des 11. Bundesgenossen an späterer Stelle behandelt werden.

### 3.6.4 Der 15. Bundesgenosse

Der 15. Bundesgenosse ist als wirkungsvoller Abschluss konzipiert. Bereits die Einleitung wirkt beinahe feierlich, sie weist auf die vielen Opfer hin, die für die Lehre gebracht wurden, weiters auf die Märtyrer, auf die weisen Lehrer und warnt vor dem Irrglauben, der verbreitet worden war. Die Empfehlung der Lektüre des Evangeliums selbst und die der Episteln des Paulus sind ganz im Stil der Evangelien oder dieser Briefe abgefasst. „...*ich sag eüch für wor, ... dann sälig ist der*<sup>250</sup> Die falschen Lehrsätze werden genannt, „*Was aber sind nüwe verfürliche lere will ich eüch erzelen.*“<sup>251</sup> Stereotyp eingeleitet mit „*Wer sagt...*“, oder „*Welcher sagt...*“ und endet auf „*der irret*“, oder „*der irt.*“<sup>252</sup> Diese Formulierungen lassen den Eindruck einer Verkündigung entstehen. 1200 Jahre der Erleuchtung werden 400 Jahre der Finsternis gegenübergestellt. Kurz darauf werden jedoch 1000 Jahre gegen 300 aufgerechnet. Bereits im 2. Bundesgenossen findet man eine solche Zeitangabe, an dieser Stelle wurde auch genauer darauf eingegangen. Durch den großzügigen Umgang mit 100 Jahren in so kurzer Aufeinanderfolge führen sich jedoch diese Überlegungen ad absurdum.

<sup>248</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.87

<sup>249</sup> Ebenda S.84

<sup>250</sup> Ebenda S.102

<sup>251</sup> Ebenda S.102

<sup>252</sup> Ebenda S.104

Die abschließenden Zeilen lauten:

*Aber got sy gelobt ,das wor liecht kumpt wider an tag, got hat vnser noch nit vergessen, ob schon der teüfel vm'nd Endtchrist vnd alle bösen münch, pfaffen, hoch schüler dar wider streiten. Wir söllen got bitten vmb gnad, das wir solich liecht annemen mögen. Dise vermanung hab ich wellen zû eüch thûn vnd bit ein jetlichen in sunderheit, er well sie im las-sen zû gûtem dienen.<sup>253</sup>*

Diese Zeilen entsprechen ebenso wie einige Worte drei Seiten davor „Die zeit ist hie<sup>254</sup>“ dem Thema 1, das im ersten Bundesgenossen herausgearbeitet wurde, und bilden somit einen Rahmen über das gesamte Werk.

### **3.7 Nachwort: Eyn new aber doch das letzt außschreiben der XV. bundtgenossen**

Dieser Text stellt die Nachschrift zu den einzelnen 15 Texten dar. Autor wir hier keiner angegeben. Das Wort *new* trennt die Nachschrift klar von den übrigen Texten und zeigt an, dass der Zusammenhang ein loser ist. Sie wirkt wie ein Rückblick. Die Sicht ist jetzt klarer, die Wurzeln des Übels treten noch deutlicher zutage, es scheint Sicherheit darüber gewonnen, dass die Befreiung aus der misslichen Lage bevorsteht. Der Ausblick ist positiv und voll Zuversicht. Die Nachschrift ist in acht Themen gegliedert, die vorab vorgestellt werden. Die ersten vier beschäftigen sich mit dem Geldfluss an die Geistlichkeit. Behandelt werden sowohl die fixen Abgaben, wie der Zehnte, Pfründe und Stiftungen als auch die, die an bestimmte Gelegenheiten gebunden sind, wie die, die für Messopfer und Sakramente gegeben werden, auch die Spenden. Die Entwicklung dieses geldwirtschaftlichen Systems, das einen Staat im Staate erhält, wird als Wurzel des Übels dargestellt. Was im Speziellen die Entlohnung des Predigers betrifft, werden Lukas, Matthäus und Paulus Briefe zitiert. Auch solle man sich an dem ursprünglichen Zustand in der Heimat ein Beispiel nehmen, dieser wird ausführlich geschildert. Darauf folgt die detaillierte Darstellung des Abstieges und des Ansehens eines Großteils des Volksvermögens und der Macht- und Prachtentfaltung der Kirche. Im Text werden verschiedene Adressaten nicht im-

<sup>253</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.105

<sup>254</sup> Ebenda S.101



mer ausdrücklich, aber implizit angesprochen. Es ist ein Appell an die Geistlichen gerichtet, sich jeden Strebens nach weltlichen Gütern zu enthalten.

*den wir haben nichts in die welt bracht, darumb offenbar ist, wir werden auch nichts hynauß bringen. Wann wir aber futter vnnd decke haben, so last vns benugen vnd stricke, vnd viel torichter vnd schandlicher luste welche versencken die menschen ynßverderben vnd verdamniß, ...*<sup>255</sup>

Die Obrigkeit wird dazu aufgefordert, die Bestimmung über die Verwendung der Gelder zur Armenpflege und zum Unterhalt der Pfarrer selbst in die Hand zu nehmen. Das Volk soll von dem Glauben abgebracht werden, ein Geldopfer könne zum Erwerb der ewigen Seligkeit betragen.

*...wie die Juden thatten, do sy dem gulden kalb eer vnnd opfer bewysen in namen des waren gotzs.*<sup>256</sup>

Wer nämlich für den Dienst am Altar Geld nehme, diene einem Götzen. An dieser Stelle, die an das Volk gerichtet ist, wird deutlich, dass mehr auf suggestive Wirkung als auf logische Überzeugungskraft gesetzt wird. Auf diese allgemeine Problematik des Stils wird später noch näher eingegangen. Auch Rahmen der ersten vier Themen steht die dringliche Aufforderung, die Durchführung der Reformen friedlich vor sich gehen zu lassen, außerdem wird jede Art von Reform ausdrücklich der Obrigkeit überlassen.

*mir fald zû ain groß mitlyden, das ich hab mit denen, so biß har vnder dem christlichen gsatz des bapsts gelebt haben, welche, so sie nit gar verlassen wollten die wort heylger gschrift,*  
...<sup>257</sup>

*So nun die pfaffen nit als christen, sonder als Haiden zwingen das volck zû dem zehenden, sollen sie den geben als ain andere schatzung.*<sup>258</sup>

*Ain Furst oder ain gmain hat gwalt ain sollichen myßbrauch abstellen, will es nit zû gon durch ain überkait oder gmain, sol man dem wasser sein fluß lenger lassen, vnd kain sonder vnfrid ansahen.*<sup>259</sup>

<sup>255</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.111

<sup>256</sup> Ebenda S.111

<sup>257</sup> Ebenda S.112

<sup>258</sup> Ebenda S.115

Aus einer Passage auf Seite 117 geht andererseits hervor, dass von ganz oben kaum Hilfe erwartet wird, ganz im Gegensatz zur Einstellung im ersten Bundesgenossen, der sich an den Kaiser richtet.

*Aber die Fursten mit dem Kayser wollen als fur garten götzen gehalten sein, so man ...*<sup>260</sup>

Das fünfte Thema der Nachschrift widmet sich den Ritterorden und greift dabei eine gänzlich neue Problematik auf. Auch hier wird der Stil gegen Schluss sehr persönlich und drückt eine Absage an zu radikale Konsequenzen des zuvor Angeprangerten aus.

*ich hab e vill gütter fraindt in diesen orden, disen vnd allen glidern der ritter orden wunsche ich gnad vnd hilff von got ...*<sup>261</sup>

Das sechste Thema widmet sich zur Gänze dem Aufruf zur Friedfertigkeit. Es wird an die Vernunft appelliert und dazu aufgefordert, auch im Gegner den Mitmenschen zu sehen. Wer das vergesse, sei mit Blindheit geschlagen. Es folgen Zitate aus dem Johannesevangelium und den Paulusbriefen, in dem dieses mit Blindheit geschlagene Sein wörtlich angesprochen wird. Der Adressat ist hier eindeutig das Volk. Die Distanz zum Leser ist fast gänzlich aufgehoben in den Passagen, in denen dieser direkt mit „du“ angesprochen wird.

*Du bist auch nit besser dan sie, dewyel du so freuel vnd mütwillig bist wider gottes gesatz, wider das exempel ...*<sup>262</sup>

Die Aufrufe zur Friedfertigkeit und zum Stillhalten werden zum Teil von anderen Autoren als Ausdruck der Furcht vor Eskalation des Volkszornes gesehen und in eine Reihe mit Luthers Schriften gegen die Führung der Bauernkriege gestellt.

In den folgenden Schriften ... ist eine vollständige Abkehr vom Radikalismus wohl in Folge der persönlichen Einwirkung Luthers zu erkennen.<sup>263</sup>

---

<sup>259</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.115

<sup>260</sup> Ebenda S.117

<sup>261</sup> Ebenda S.121

<sup>262</sup> Ebenda S.123

<sup>263</sup> LUCKE (s. Anm. S.36) S.22

Diese Betrachtungsweise geht von Eberlins persönlicher Geschichte von äußeren Einflüssen aus. Hier aber soll - und darauf wurde schon des Öfteren hingewiesen - das Werk als ein unabhängiges Ganzes, als eine Utopie, als ein Seelenzustand der Hoffnung, beschrieben werden. Die Utopie setzt sich zusammen aus harscher Kritik, Aufruf zum Wandel und ruhiger Gewissheit, die aus der Hoffnung gespeist wird. Daraus ergeben sich stilistisch so unterschiedliche Teilbereiche. Die nächsten beiden Themen, die die Überschrift „*wyder schweren, fluchen. schelten*“ sind als Belehrung zum christlichen Miteinander im Alltag aufzufassen. Es sollen hier auch in den allgemeinen Sitten Maßstäbe gesetzt werden. Es fällt auf, dass der Autor an den Stellen des Textes, die von menschlichen und alltäglichen Angelegenheiten handeln, sehr ausführlich wird. Daran wird deutlich, dass es sich um eine Volksschrift handelt. Zusammenfassend lässt sich über den bisher besprochenen Teil der Nachschrift sagen, dass sie den Stilwandel, der bereits die gesamte dritte Gruppe auszeichnet, nochmals in derselben Richtung fortsetzt. Ruhe und Klarheit werden durch deutliche strukturelle Gliederung erreicht, Motive werden nacheinander abgehandelt, anstatt in ständiger Wiederholung in einander verflochten zu sein. Logische Argumentation und Belege aus den Evangelien und Kirchenvätern sollen überzeugen. Die Schriften aus den beiden ersten Gruppen setzen auf das Erzielen eines Suggestiveffekts und folgen dem Stil eines Predigers, der durch einhämmernde Wiederholungen und Drohungen Wichtigkeit und Dringlichkeit vermitteln will. Durch antithetische Gegenüberstellungen von Gut und Böse soll der Leser auf die richtige Seite geführt werden. Den Wandel in der Grundhaltung des Textes im Unterschied zu den früheren Bundesgenossen heben auch andere Autoren hervor. Lucke benützt diesen Wandel in den letzten Bundesgenossen auch zu seiner Deutung der Buchstaben IEMW, die sich am Ende der Nachschrift befinden. Er fasst diese als Anfangsbuchstaben des Sprichworts „Ich eil mit Weil“ auf. Bevor es zu einer eigenen Auslegung dieser Buchstabenreihe kommen soll, wird der Zusatz des Nachwortes thematisiert werden. Dieser macht deutlich, dass die Schrift an dieser Stelle endet und bringt auf sehr ironische Weise die Autorschaft noch einmal ins Gespräch. Der Titel lautet „wieder das biecher schriebenn in gotlichen sachen.“ Dieser Textabschnitt birgt zwei verschiedene Lesarten. Einerseits soll darauf hingewiesen werden, dass am besten die Evangelien selbst gelesen werden sollten, niemand solle sich darauf verlassen, was ande-

re darüber schreiben, andererseits lässt sich diese Stelle als ironischer Gipfelpunkt auffassen. Mit diesen Worten endet die Schrift:

*Wyr XV. bundtsognossen haben vil geschryben, als vnsere erten XV. biechlin zaigen mogen, auch die vij. Christlichen pfaffen, der pfaffen trost, vnd zcu letst diß biechlin, wir wollwn auch vffhoren schryben, vnd alle menschen vermanen wir, das sie hailige schrift selbs lesen, betrachten, vnd mit mundt leren, do by blyben vnd bitten got fur vns.*

*I:E:M:W:*

*Lebe in hoffnung.*<sup>264</sup>

Warum sich diese Stelle bezüglich der Autorschaft interpretieren lässt, wird dem klar, dem die beiden hier erwähnten Texte Eberlins bekannt sind. Angespielt wird auf die beiden Texte 'Der sieben trostlosen Pfaffen Klage' und 'Der frommen Pfaffen Trost', es handelt sich hierbei um anonyme Schriften Eberlins. Im Zitat wirkt es so, als wären diese auch von den 15 Bundesgenossen verfasst worden. Der gemeinsame Autor wird somit bestätigt. Hinter dem I:E:M:W ließe sich eine Signatur vermuten, die zur Aufrechterhaltung der Fiktion der 15 Autoren verschlüsselt werden muss. „Johann Eberlin meine Worte.“

### 3.8 Diskurs um Signaturen und Buchstabenkombinationen in den einzelnen Texten

Wie im Rahmen der Nachschrift bereits eingeleitet, soll nun auf die immer wiederkehrenden Abkürzungen am Anfang oder Ende der einzelnen Texte eingegangen werden. Der Vollständigkeit halber soll gleich zu Beginn auf das Kürzel aus dem Nachwort eingegangen werden, das im vorhergehenden Kapitel nur angedacht wurde. Lucke fasst, wie bereits erwähnt, das I:E:M:W als abgekürztes Sprichwort auf. Dies liegt aus dem Grunde nahe, da an einigen Stellen des Textes Sinnsprüche zu finden sind. Etwa endet der 13. Bundesgenosse mit den Worten:

*Lond vnß byston mit fryem müt, Der für vnß am crütz vergoß sein blüt.*<sup>265</sup>

<sup>264</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.128

<sup>265</sup> Ebenda S.94

Am Ende des 10. Bundesgenossen steht: „*Zeit bringt rößlin*“.<sup>266</sup>

„*Ich eil mit Weil*“ wird von Lucke also mit der geänderten Seelenverfassung Eberlins in Verbindung gebracht, die auf den Einfluss Luthers zurückgeführt wird. Er beweist, dass diese Änderungen erst nach dem Zusammentreffen mit Luther auftreten. Außerdem weist er auf die Häufigkeit der Verwendung von Sprichwörtern in damaligen Texten hin. Er verteidigt seine Ansicht gegen die Auffassung verschiedener Autoren, die Abkürzung als Signatur + Titel anzusehen. „Johann Eberlin Magister Wittenbergensis“, diese Ansicht habe als erster Strobel vertreten, einige hätten sich angeschlossen, andere hätten sich ablehnend geäußert, wie unter anderem Schum, der, wie auch Lucke, einen Sinnspruch vermutet. Ich möchte mich der Ansicht von Strobel anschließen, dass es sich um eine Unterschrift handelt, dabei aber eine Argumentation Luckes heranziehen. Dieser argumentiert nämlich auch, dass die Abkürzung nicht primär zur Verschleierung der Identität dienen kann, da sie sowohl in anonymen als auch in nicht anonymen Schriften von Eberlin erscheint. Weiters weist er darauf hin, dass diese anonymen Schriften alle bestrebt sind, wörtlich eine Fiktion zu wahren.

*Die Verbindung J.E.M.W. kommt in zwölf Schriften Eberlins vor, teils auf dem Titelblatt, teils am Schluss, teils auch an diesen beiden Stellen. Vier von diesen zwölf Schriften sind anonym. Indessen gehören drei davon einem bestimmten Kreise an, und in ihnen soll eine bestimmte Fiktion gewahrt bleiben. Sie bilden mit den „15 Bundesgenossen“ eine geschlossene Gruppe. Es sind „der sieben trostlosen Pfaffen Klage“, der „frommen Pfaffen Trost“ und das „neue und letzte Ausschreiben der 15 Bundesgenossen“.*<sup>267</sup>

Ebenso würde ich mich Luckes Beweisführung anschließen, in der die Deutung des M.W. als „Magister Wittenbergensis“ abgelehnt wird. Lucke argumentiert, Radlkofer habe nämlich eindeutig belegen können, dass Eberlin in Basel Magister geworden war.<sup>268</sup> Es soll damals keineswegs üblich gewesen sein, der alten Universität die Treue zu brechen, indem man etwa noch andernorts einen Grad erworben hätte.

Über Luther, der in Wittenberg die höchste akademische Auszeichnung erlangt hatte, führten seine Erfurter Lehrer deshalb bittere Klage und ziehen ihn der Undankbarkeit.<sup>269</sup>

<sup>266</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.74

<sup>267</sup> LUCKE (s. Anm. S.36) S.24

<sup>268</sup> Ebenda S.23

<sup>269</sup> Ebenda S.23

Zusammenfassend ergibt sich die Auffassung als I.E.M.W. als Unterschrift, die aufgrund der Aufrechterhaltung der Fiktion verschlüsselt sein soll, und bedeutet I. E. Johann Eberlin. Dass in dieser Arbeit M. W. als mein Wort interpretiert werden soll, wurde auch bereits erwähnt. Es soll die Urheberschaft eines jeden Wortes unterstreichen. Das W. mit Wort zu übersetzen macht gleichzeitig in der Auslegung der übrigen verwendeten Buchstabensequenzen Sinn und unterstützt daher diese Annahme. So steht im 11. Bundesgenossen, am Ende der Vision von Wolfaria M.W.V.H. mit dem Nachsatz: „*ach mich verlangt*“. Es könnte gelesen werden als: „Mein Wort verleihe Hoffnung“, oder um es abermals als Unterschrift zu betrachten: „Mein Wort und Hoffnung“. Die Übersetzung des H. als Hoffnung ergibt sich einerseits aus der Grundstimmung, die auch von anderen Autoren wie Lucke erkannt wird, aber auch aus der Betrachtung der direkten Wortwahl des Textes, wo es in der Nachschrift heißt „*I:E:M:W: Lebe in hoffnung.*“ Abgesehen von den bereits besprochenen Stellen findet man ähnliche Buchstabenkombinationen ausschließlich in drei weiteren Texten. So steht am Beginn des 3. Bundesgenossen F.W.. Der dritte Bundesgenosse wurde im Rahmen der Arbeit nicht speziell abgehandelt. Er ist eine Klage über das Leben in Kloster im Speziellen über die Nonnenklöster. Dabei liegt die Besonderheit hierbei darin, dass der Text sehr einfühlsam die persönlichen menschlichen Auswirkungen eines solchen Lebensweges darstellt. Missstände und negative Entwicklungen werden vorwiegend mit Bedacht auf die speziellen Bedürfnisse und den Seelenzustand der Frauen dargebracht.

*Ach wie vyl vnd lange gedänck bekümmern das junckfröwlich hartz, do sie so vyl jar, so vil tag vnd stund vnd augenblick gestüpfft wirt zü fröid der wält, zü thantz, gsang, geschwatz vnd zü grosserem, dar vff ir verwilligung fallet, dann ob dein kind in eim herten stain verborgen were, so fyret die natur nit. Vnd je thorechter es von natur ist, je meer es vff sich selbs genaigt ist, als auch an dem vyhe kundtlich ist. du solt auch warnemen, je krümmer vnd vngeschaffner eins ist, so vyl meer gegren sie geliebt sein.<sup>270</sup>*

In Anbetracht dieser besonderen Fokussierung auf die Frauen liegt die Deutung nahe, dass F.W. als Frauen Wort auszulegen. Zwei weitere Buchstabenkombinationen stehen am Anfang des 6. und am Ende des 14. Bundesgenossen. Auch diese beiden Schriften wurden nicht der genaueren Textanalyse unterzogen. Es zeigt sich hierbei, dass diese drei Texte, die hier nicht gesondert abgehandelt wurden, in gewisser

---

<sup>270</sup> EBERLIN (s. Anm. S.36) S.18

Weise auch textintern durch ihre Markierungen mit den Buchstaben eine Gemeinsamkeit aufweisen. Ihnen ist somit mehr oder weniger zufällig gemeinsam, dass sie nicht gesondert behandelt wurden, da sie entweder im Rahmen der Gruppe, der sie angehören nichts Neues bringen würden - wie der 3. Bundesgenosse - oder deshalb, weil sie sich zur Unterstützung der bereits in anderen Schriften abgehandelten Thesen eines fremden Autors bedienen, wie es beim 14. Und beim 6. Bundesgenossen der Fall ist. Höchst wahrscheinlich kein Zufall ist, dass der Verfasser jene Schriften durch die Buchstabenkombinationen in Verbindung setzt. Es wurde soeben angesprochen, dass der 14. Und der 6. Bundesgenosse großteils Übersetzungen sind. Es handelt sich hierbei um die „Encomium moriae“ des Erasmus von Rotterdam, diese Besonderheit wird auch von Lucke und Kolde hervorgehoben.

... da der 6. und der 14. Zum Größten Teil ja eine Übersetzung von Abschnitten aus dem Encomium moriae des Erasmus, bei denen nur die Wahl des Stoffes in Betracht kommen kann, sind, in ihren Schlusshälften nur eine fortlaufende Polemik gegen das Mönchtum bilden und nur auf diesem Gebiete reformen anstreben, so sind diese drei Schriften auch für die Erkenntnis der Entwicklung der reformatorischen Anschauungen Eberlins nur von geringer Bedeutung.<sup>271</sup>

Zurück zur Deutung der Buchstaben. Am Ende des 14. Bundesgenossen steht N.W.V. und darunter „*ich warn dich mit trüwen*“. Liest man M.W. wie zuvor als „mein Wort“, so ist man auf Grund des darunter stehenden Nachsatzes versucht, das V als Verwarnung zu deuten. Etwa: „*Mein Wort verwarn*“. Bei der Lektüre Luckes und seiner Bemühung, die Buchstaben J.E.M.W. zu deuten, findet man den Hinweis auf eine andere Deutung dieses Buchstabens V im 14. Bundesgenossen. Am Ende des Traktats `Wie gar gefährlich sei, so ein Priester kein Eheweib hat´ steht J. E.M. W. mit dem Nachsatz *verstand mich recht*.<sup>272</sup> Dieser Nachsatz ermöglicht die Auslegung des V als „verstand“. Der Wortlaut wäre so also: „Mein Wort verstand“ was so viel bedeutet wie „Versteht meine Worte richtig“. Der 6. Bundesgenosse trägt zu Beginn V \* S, hierzu sollen keine Spekulationen abgegeben werden, da es nicht gelungen ist rein logisch oder durch eine Parallele aus einer anderen Schrift etwas abzuleiten.

<sup>271</sup> Vgl. LUCKE (s. Anm. S.36) S.91

<sup>272</sup> Ebenda S.27

## 4 Resümee

Das Ziel der Arbeit war eine Klassifikation des gesamten Eberlinschen Werkes `Die 15 Bundesgenossen´ als literarische Utopie. Bereits bei einigen Autoren fiel die Bezeichnung Utopie in Verbindung mit einzelnen Flugschriften, nämlich dem 10. und 11. Bundesgenossen. Die Besonderheit dieser Arbeit liegt also in der Betrachtung des gesamten Werkes, das erst als Einheit den Utopie–Charakter erwirbt. Es wurde in dem Teil der Arbeit, der sich um eine Definition der Literarischen Utopie bemüht hat, die Bandbreite der Auffassung vom Utopischen sehr schön deutlich. Verschiedene Autoren ziehen aus unterschiedlichen Blickwinkeln verschiedene Grenzen. Manche trennen die Utopie scharf von mystischen Texten, andere ziehen die Grenze dort, wo es um praktische Staatsplanung geht und machen die Realisierbarkeit zum Ausschlusskriterium. Bloch umgeht die Streitfragen um die unterschiedlichsten Erscheinungsformen der literarischen Utopie, indem er nicht die äußere Form, sondern den Gedankenmodus, dem die Utopie folgt, ins Zentrum rückt. Die Hoffnung dient als Träger dieser inneren Logik, die Bloch postuliert und mit deren Darstellung er imstande ist, Utopie zu benennen, ohne sie dabei mehr oder weniger willkürlich zu beschneiden. Dieser Auslegung der Utopie folgt die Interpretation der Textanalyse. Die einzelnen Flugschriften wurden, um diesen inneren Gedankenmodus zu verdeutlichen, drei Gruppen zugeordnet: Klage, Kampf und Hoffnung. Es wurde versucht, die unterschiedliche Stimmung, die diesen Gruppen immanent ist, stilistisch und thematisch herauszuarbeiten und ihre Rollen in der Gesamtheit der Utopie zu differenzieren. Dabei verkörpert die Klage die Unzufriedenheit mit den realen Gegebenheiten, die sich im Kampf bündelt, der aus dem Zusammenspiel von Endzeitstimmung und der Gewissheit, dass eine Veränderung unaufhaltsam wäre, die Hoffnung auf einen Neubeginn hervorbringt. Diese drei Elemente greifen ineinander und folgen einem Gedankenmodus, der einer inhärenten Logik folgt. Damit soll begründet werden, dass die utopische Vision von Wolfaria nur einen kleinen Teil der Utopie ausmacht. Weiters wurde der Ebene der einzelnen Bundesgenossen vier zusammenwirkende Themen als Leitmotive definiert. Diese entsprechen im eigentlichen Sinne den Komponenten der Utopie nach Bloch. Mittels einer ausführlichen schematischen Darstellung an Hand des einleitenden Bundesgenossen, wurden Thema 1: die Zeit ist reif, Thema 2: Gottesboten, personifizierte Zeichen des Umschwungs, Thema 3: Kern der Klage, Thema 4: Hoffnung herausgearbeitet. Auch diese vier Themen greifen in ge-



wisser Weise ineinander, folgen einer Logik und treten mit unterschiedlicher Gewichtung in allen Bundesgenossen auf. Damit lässt sich behaupten, dass auch auf der kleineren Ebene der einzelnen Texte eine utopische Struktur nachzuweisen ist.

## Literaturverzeichnis

Adamcik, Roberta: Die Flugschriften des Johann Eberlin von Günzburg (1465-1533). Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der Fakultät für Grund- und Integrativwissenschaften der Universität Wien. Wien: 1981

ADAMCIK (s. Anm. S.44)

Apelt, Otto (Hg.):Platon. Sämtliche Dialoge. Band 7, Hamburg 1993

Augustinus, Aurelius: Vom Gottesstaat (de civitate dei) Band 2 Buch 11-22. Zürich  
Deutscher Taschenbuchverlag GmbH & Co. KG 1977

Bloch, Ernst: geist der Utopie. erste Faksimile Ausgabe von 1918. Frankfurt am Main:  
Suhrkamp 1971

BLOCH: Geist der Utopie (s. Anm. S.13)

Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung. Werkausgabe Band 5/ 1-32. Frankfurt: Suhrkamp  
9. Auflage 2009

BLOCH: Das Prinzip Hoffnung 1-32 (s. Anm. S.13)

Bloch, Ernst: Das Prinz Hoffnung. Werkausgabe Band 5/33-42. Frankfurt: Suhrkamp  
9. Auflage 2009

Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung. Werkausgabe Band 5/43-55. Frankfurt: Suhr-  
kamp 9. Auflage 2009

BLOCH: Das Prinzip Hoffnung 43-55 (s. Anm. S.23)

Borinski, Karl: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegen-  
wart. Band1 Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union deutscher Verlagsgesellschaft Jahr o. A.

Coudenhove- Kalergi, Barbara In: Die Presse Samstag, 3. August 2013, Spectrum S.  
I-III

Claeys, Gregory: Ideale Welten. Die Geschichte der Utopie. Stuttgart: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011

CLAEYS (s. Anm. S.26)

Dröse, Albrecht: Anfänge der Reformationszeit. In: Röcke, Werner und Maria, Münkler (Hg.): Hansers Sozialgeschichte der Literatur. Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. München: Karl Hanser Verlag 2004

DRÖSE (s. Anm. S.48)

Dunshirn, Alfred: Griechisch für das Philosophie Studium. Wien: Fakultas Verlag 2008

Ebach, Jürgen: Weil das was ist nicht alles ist. EBACH (s. Anm. S.20)

[http://www.viaduk.de/fileadmin/userfiles/users/17/Theologisches\\_Forum\\_Vortrag\\_Prof\\_Ebach\\_3.3.08.pdf](http://www.viaduk.de/fileadmin/userfiles/users/17/Theologisches_Forum_Vortrag_Prof_Ebach_3.3.08.pdf) (Zugriff:5.7.2013)

Eberlin von Günzburg, Johann: 15 Bundesgenossen. Bearbeitet von Michael Holzinger. Textgrundlage: Johann Eberlin von Günzburg: Sämtliche Schriften. Hg. Ludwig Enders. Berliner: 2013

EBERLIN (s. Anm. S.36)

Freytag, Gustav: Gustav Freytags Werke. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Aus dem Jahrhundert der Reformation Band 5. Wien: Gutenbergverlag Jahr o. A.

Gilomen, Hans-Jörg: Das Schlaraffenland und andere Utopien im Mittelalter. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 104, 2004, S.213-248

Onlineversion:

[http://www.academia.edu/3402739/Das\\_Schlaraffenland\\_und\\_andere\\_Utopien\\_im\\_Mittelalter](http://www.academia.edu/3402739/Das_Schlaraffenland_und_andere_Utopien_im_Mittelalter) (Zugriff: 9.7.2013)

Gnüg, Hiltrud: Utopie und utopischer Roman. Stuttgart: Reclam 1999

GNÜG (s. Anm. S.27)

Heger, Günther: Johann Eberlin von Günzburg und seine Vorstellungen über eine Reform in Reich und Kirche. In: Schriften zur Rechtsgeschichte Heft 35. Berlin: Druckner und Humbolt 1985

HEGER (s. Anm. S.35)

Heyer, Andreas: Sozialutopien der Neuzeit. Bibliographisches Handbuch. Bibliographie der Forschungsliteratur. Band 1. Berlin: Literatur Verlag Dr. W. Hopf 2008

HEYER (s. Anm. S.19)

König, Robert: Deutsche Literaturgeschichte. 2. Band. Bielefeld und Leipzig: Verlag von Velhagen und Klasnig 33. Auflage 1910

KÖNIG (s. Anm. S.51)

Könnecker, Barbara: Die deutsche Literatur der Reformzeit. München: Winkler Verlag 1975

KÖNNECKER (s. Anm. S.44)

Krämer, Hans: Die Idee des Guten. Sonnen und Lichtgleichnis. Buch IV 504a-511e. In: Höffe Otfried (Hg.): Platon. Politeia. Klassiker Auslegen. Band 7. Berlin: Akademie Verlag GmbH 2011

Kurzmann, Peter und Franz- Peter Burkard (Hg.): dtv- Atlas der Philosophie. München: Deutscher Taschenbuchverlag GmbH & Co. KG 14. Auflage 2009

Lindemann, Albert: A History of European Socialism, London: Yale University Press, New Haven 1983

Lucke, Wilhelm: Die Entstehung der 15 Bundesgenossen des Johann Eberlin von Günzburg. Dissertation zur Erlangung der Philosophischen Doktorwürde an der Philosophischen Fakultät der Universität Halle- Wittenberg 1902

LUCKE (s. Anm. S.36)

Meid, Volker: Utopie und Satire in Grimmelshausens Simplicissimus. In: Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. Band 2 Stuttgart: Suhrkamp Taschenbuch 1985  
MEID (s. Anm. S.28)

Morus, Thomas: Utopia überarbeitet und hg. Von Jürgen Klein. Mit einem Nachwort von Eberhard Jäckel. Übersetzt von Gerhard Ritter. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2003  
MORUS (s. Anm. S.8)

Opitz, Waltraud und Heinrich (Hg.): Friedrich Engels. Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. Im Auftrag des Förderkreises Marx und Engels neu gelesen. Essen :Neue Impulse Verlag 1998

Riggenbach, Bernhard: Johann Eberlin von Günzburg und sein Reformprogramm. Ein Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. Nachdruck der Ausgabe Tübingen: 1874 Nieuwkoop B. de Graaf 1967  
RIGGENBACH (s. Anm. S.37)

Roth, Florian: Zum Ernst Bloch Jubiläum. Das Prinzip Hoffnung. <http://www.florian-roth.com,6.7.2007> (Zugriff: 6.7.2013)

Russel, Bertrand: Philosophie des Abendlandes. Im Zusammenhang mit der politischen und sozialen Entwicklung. Die Übertragung aus dem Englischen von Elisabeth Fischer- Wernecke. Wien: Europaverlag 9. Auflage 2000  
RUSSEL (s. Anm. S.18)

Schlaeger, Jürgen: Die Robinsonade als frühbürgerliche Eutopia. In: Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. Band 2 Stuttgart: Suhrkamp Taschenbuch 1985  
SCHLAEGER (s. Anm. S.30)

Schöderle, Thomas: Geschichte der Utopie. Eine Einführung. Böhlau: UTB Verlag 2012

SCHÖDERLE (s. Anm. S.8)

Seibt, Ferdinand: Utopien im Mittelalter. In: Historische Zeitschrift Band 208. Heft 3 Juni 1969 S. 555-594, Onlineversion: <http://www.jstor.org/discover/pdf/>

SEIBT (s. Anm. S.32)

Velten, Hans Rudolf: Utopien im 16. Jahrhundert in Deutschland und Europa. In Röcke, Werner und Maria, Münkler (Hg.): Hansers Sozialgeschichte der Literatur. Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. München: Karl Hanser Verlag 2004

VELTEN (s. Anm. S.50)

Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. Band 1 Stuttgart: Suhrkamp Taschenbücher 1985

Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. Band 2 Stuttgart: Suhrkamp Taschenbücher 1985

Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. Band 3 Stuttgart: Suhrkamp Taschenbücher 1985

### **Wörterbücher und Lexika**

Hermann, Ursula (Hg.) In: Knaurs etymologisches Wörterbuch, 10000 Wörter unserer Gegenwartssprache, Herkunft und Geschichte, München: Droemer Knaur 1983

Klappenbach, Ruth und Wolfgang, Steinitz (Hg): Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache, Band 5, Berlin: Akademie Verlag 1967

Ritter, Joachim, Gründer, Karlfried und Gabriel, Gottfried (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 11/U-V, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Jahr o.A.

Wahrig, Gerhard und Hildegard, Krämer u.a. (Hg.): Brockhaus Wahrig, Deutsches Wörterbuch, Band 6/STE-ZZ, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1984

## Abstract

Im Rahmen meiner Diplomarbeit habe ich die utopischen Züge des Werks von Eberlin von Günzburg 'Die 15 Bundesgenossen' in den Mittelpunkt meiner Betrachtungen gestellt. Eine Klassifizierung der Schrift als utopische Literatur war Ziel der Abhandlung. Der Beginn meiner Arbeit beschäftigte sich mit der Verwendung des Begriffes der Utopie im allgemeinen Sprachgebrauch. Im Anschluss daran wurde die Entstehungsgeschichte der literarischen Utopie betrachtet, die bis in die Antike zurückreicht. Die Darstellung des Genres in der Forschungsliteratur ist überaus breit gefächert. Die differente Auffassung darüber, was als literarische Utopie rezipiert werden kann, erstreckt sich über antike Mythen, Märchen und die Heilige Schrift und reicht bis hin zu konkreten politischen Staatsverfassungen. Diese Fülle an divergierenden Blickwinkeln führt einen auf der Suche nach einer konkreten Definition hin zu einer abstrakteren Betrachtung der Thematik. Die Utopie soll also nicht ausschließlich bezüglich ihrer konkreten Ausformung betrachtet, sondern als Gedankenmodus aufgefasst werden, der äußerlich die verschiedensten Züge annehmen kann. Der wohl bekannteste Vertreter dieser Auffassung ist Ernst Bloch, der mit seinem intentionalen Vorgehen lange Jahre die Utopieforschung prägte. Jedoch wurde ihm auch vorgeworfen, dadurch den Utopiebegriff radikal entgrenzt zu haben. Aber auch in dieser philosophisch erarbeiteten Vielfalt lassen sich einige wenige Grundmerkmale der Utopie finden: die Unzufriedenheit mit den realen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen, eine radikale Kritik daran und die Hoffnung auf eine zukünftige Verbesserung. Anhand dieser Kategorien wurde das Eberlinsche Werk analysiert. Dabei bestand ein wesentlicher Aspekt in der Auseinandersetzung mit Autoren, die nur einzelne Teile des Werks als Utopie betrachten. Anhand der Herausarbeitung der Kategorien sollte klar gemacht werden, dass das Werk erst in seiner Gesamtheit als literarische Utopie zu betrachten ist.



## **Lebenslauf**

Geboren 1986 in Wiener Neustadt, Niederösterreich

1993-1997 Volksschule in Wiener Neustadt

1997-2005 Bundesgymnasium Wiener Neustadt, Zehnerg.15,

2005 Reifeprüfung

Ab WS 2005/06 drei Semester Psychologie an der Universität Wien

ab 2007 Lehramtsstudium Philosophie/Psychologie und Deutsch an

der Universität Wien